

Uwe Kirchberg

Im Jahr des Herrn

Zeitinsel - Saga



- Die Zeitinsel-Saga -

Im Jahr des Herrn

Sie stranden in unserer Vergangenheit und sie gehen auf Reisen

von

Uwe Kirchberg

1. Auflage Mai 2013

Herzlichen Dank an Werner Pöhling, Dr. Ulrich Scharfenort, „Guckytos“, u.v.a. für ihre guten Tipps.

1.

Düsseldorf ist weg ...

»Leitstelle für U79, bitte kommen. Ich habe da ein Problem ...«

»Hier Leitstelle DVG. Was ist los?«

»Düsseldorf ist weg ...«

»Bitte was ...?«

»Hört sich komisch an, ich weiß, aber ich hatte gerade den Haltepunkt am Froschenteich passiert, bin dann in die Rechtskurve hinein gefahren. Dahinter kommt dann ja das lange gerade Stück ...«

»Ja, ja, ich kenn' die Strecke«, knurrte Franz Lohmann, der diensthabende Verkehrsmeister der Duisburger Verkehrsgesellschaft und nahm einen tiefen Schluck aus der Kaffeetasse. »Es ist noch verdammt früh und ich habe ganz schlecht geschlafen, also komm zur Sache, Haro!«

»T'schuldige Franz. Also, ich hatte den Haltepunkt Froschenteich planmäßig um 5:12 Uhr passiert, dann hab ich die Bahn wieder beschleunigt, bin in die Rechtskurve eingefahren und wollte gerade auf 80 hochziehen - eigentlich müsste dann Düsseldorf-Wittlaer zu sehen sein, aber da ist nichts. Die Gleise hören einfach so auf.«

»Hast Du was an den Augen, Haro? Oder gestern Abend zu lange gefeiert?«

»Ich hab keinen Tropfen getrunken, Franz. Ehrlich! Aber Wittlaer ist nicht da und die Lichter vom Flughafen sehe ich auch nicht.«

»Vielleicht Nebel?«

»Nein, Franz! Auf dem halben Weg zwischen Froschenteich und Wittlaer hören die Gleise auf; einfach so! Hab's zum Glück rechtzeitig gesehen und konnte noch bremsen. Die Gleise sind wie abgeschnitten! Dahinter ist nur noch Grasland mit einigen Büschen und Bäumen. Keine Gleise, kein Bahnhof - nix!«

»Hast Du Fahrgäste. Haro?«

»Ja. Zwei Männer und eine Frau. Sie stehen neben mir und sind auch fassungslos. Übrigens Franz ...«

»Ja, Haro.«

»Links von mir, auf der neuen Bundesstraße 8, da stehen ein paar Autos. Die Leute sind ausgestiegen und scheinen ziemlich verwirrt zu sein. Soweit ich sehen kann, endet die Bundesstraße auch im Nichts.«

»Bleib mal eben dran, Haro. Ich check mal was.« Franz Lohmann griff zum Telefon und wählte die Nummer der Rheinbahn, der Düsseldorfer Verkehrsgesellschaft, die die Stadtbahnlinie U79 gemeinsam mit der Duisburger Verkehrsgesellschaft betrieb. Doch bereits nach wenigen Sekunden legte er wieder auf.

»Bei der Rheinbahn gibt's noch nicht einmal ein Freizeichen«, knurrte der 61-jährige Verkehrsmeister und sah seine junge Kollegin Sarah Klinger an, die mit ihm heute Morgen Dienst in der Duisburger Stadtbahn-Leitstelle hatte: »Ich fahr mal raus und sehe mir das Ganze mal selbst an. Übernimmst Du, bitte?«

Sarah nickte und setzte sich an den Funktisch, während Franz seine Lederjacke anzog und den Schlüssel für den Dienstwagen einsteckte. Kurz bevor er die Leitstelle verließ, warf der Ver-

kehrmeister noch einen Blick auf die riesige Anzeigetafel, die das Liniennetz der DVG zeigte und sagte: »Halte alle Bahnen fest, die auf dem Weg nach Düsseldorf sind, Sarah. Sie sollen die nächsten Bahnhöfe anfahren und dort warten, bis ich mich melde. Mach auch 'ne Durchsage für die Haltestellen.«

»Kluges Köpfcchen«, lächelte Sarah, nachdem Franz gegangen war, »denkt fast an alles.« Sie schaltete die Ausfahrtsignale aller Bahnhöfe der Südstrecke auf Rot. Dann griff sie zum Mikrophon und begann mit ihrer Durchsage: »An alle Fahrgäste der U79 in Fahrtrichtung Düsseldorf. Wegen einer Verkehrsstörung ...«

*

Franz Lohmann hatte die A59 nach Süden genommen und war nach knapp 10 Minuten am Autobahnkreuz Süd angekommen. Dort wechselte er auf die alte Bundesstraße 8 und erreichte nach weiteren zwei Minuten die kleine Siedlung am Froschenteich, die mitten in den Feldern lag und schon zu Düsseldorf gehörte. Hinter den ersten Häusern bog er nach links ab, überquerte die Trasse der Stadtbahn und fuhr dann noch ein Stückchen nach Süden. Er parkte den Wagen in Sichtweite des rot-weißen Stadtbahnzuges, der nicht weit von ihm auf den Gleisen stand.

Haro Schmitt hatte ihn kommen gesehen und kam ihm entgegen: »Moin Franz. Ich versteh das Ganze ja auch nicht ...«

»Zeig mir mal die Stelle«, knurrte Franz und folgte dem Fahrer der Bahn bis an die Stelle, wo die beiden Gleise endeten. Er beugte sich hinunter und murmelte: »Sauber abgeschnitten ...«

»Genau wie die Oberleitung«, sagte Haro Schmitt und zeigte nach oben, wo die Drähte der Fahrleitung lose herunter baumelten. »Und was machen wir jetzt?«

»Ich ruf die Zentrale an. Die Kollegin soll die Chefs aus den Betten klingeln - und die Polizei informieren. Und Du setzt am besten zurück. Am Froschenteich ist ein Gleiswechsel.«

»Und was ist mit uns?« fragte einer der Fahrgäste. »Ich muss nach Düsseldorf. Um 6 Uhr beginnt mein Dienst an der Pforte des Innenministeriums.«

»Aber so wie es im Moment aussieht ...«, sagte Franz Lohmann leise, zeigte nach Süden und sah den grauhaarigen Mann an, »gibt es diese Stadt nicht mehr. Und auch kein Innenministerium ...«

*

Polizeipräsidium Duisburg, Einsatzleitstelle, 5:50 Uhr.

Der 31-jährige Polizeioberkommissar Heinz Paulig nahm den Kopfhörer ab und legte ihn auf das Pult. Er wischte sich über die müden Augen und rief: »So, Leute. Die Nacht ist rum. Ich hab Feierabend. Ist unsere Ablösung schon fertig?«

»Marcus, Thomas und Verena habe ich gerade gesehen. Die ziehen sich nur noch um und werden gleich hier sein«, antwortete Klaus Neumann, der Dienstgruppenleiter der Nachtschicht. »Nur von Berti hab ich noch nichts gehört? Keine Ahnung, warum. Haben wir vielleicht Glatteis in Kerken?«

»Nicht dass ich wüsste«, murmelte Heinz Paulig.

»Dann wird Berti wohl gleich kommen«, antwortete Neumann und stand auf. »Ich übernehme den Platz solange. Geh Du mal nach Haus, Heinz.«

Doch der angesprochene Heinz Paulig schüttelte den Kopf: »Ich habe hier noch einen Ruf, Chef. Den nehm' ich noch.«

Der Polizeioberkommissar setzte sich den Kopfhörer wieder auf und meldete sich: »Polizei Duisburg, guten Morgen. Was kann ich für Sie tun? - ... - Bitte? - ... - einen Moment, ich stell Sie mal laut.« Heinz Paulig drückte auf einen Schalter und sagte: »Hört Euch das an, Leute. Da will uns einer veräppeln; angeblich eine Überleitung aus dem Flugfunk:«

... flight Lufthansa LH-409 aus New York. Wir haben nur noch für ca. 12 Minuten Treibstoff und benötigen dringend eine Landemöglichkeit. So, wie es aussieht, ist der Flughafen Düsseldorf nicht da, wo er sein soll. Kann mir das bitte jemand erklären?

»Hier Einsatzleitstelle der Polizei in Duisburg. Hauptkommissar Neumann. Was ist mit dem Düsseldorfer Flughafen?«

Dort, wo er sein soll, sind nur Wälder ...; auch die Stadt ist nicht zu sehen. Aus der Luft sieht man nur noch Duisburg und ein Stück von Mülheim. Alle anderen Städte sind verschwunden!

»Der hat se doch nicht mehr alle«, knurrte Klaus Neumann wütend, spielte das Spiel aber weiter: »Was ist beispielsweise mit dem Sportflughafen Essen/Mülheim?«

Negativ! Nur noch Reste. Aber wir haben keine Zeit für lange Reden - ich muss gleich runter. Was können Sie mir empfehlen?

»Empfehlen? Hören Sie mal gut zu, Sie Spinner! Sie hören sofort mit dem Quatsch auf, sonst kriegen wir Sie wegen Behinderung der Polizeiarbeit dran. Oder wegen sonst was ...«
Doch die Stimme aus dem Funk schien sich von dieser Drohung überhaupt nicht beeindruckt zu lassen. Ganz im Gegenteil:

Sie hören jetzt auf zu labern, mein lieber Herr Hauptkommissar - das hier ist verdammt ernst! Todernst! Haben Sie eine Ahnung, wie das ist, wenn mein Airbus gleich in Ihre Innenstadt kracht? Oder in das Tanklager etwas weiter nördlich? Also tun Sie mal was Ungewöhnliches und schmeißen Ihren Denkapparat an! Ich will eine provisorische Landemöglichkeit und zwar jetzt und sofort!

»Aber wir haben hier seit 45 Jahren keinen Flugplatz mehr, LH-409. Das Einzige, was hier 2 Kilometer geradeaus läuft, das ist unsere Regattabahn.«

Negativ. Wir sind kein Wasserflugzeug.

»Und was wäre mit der Autobahn? Die A3 ist hier ziemlich breit; eine Richtungsfahrbahn hat gut 14 Meter.«

Könnte klappen. Ich habe Freunde in Oberhausen und kenne mich hier ein wenig aus. Mein Airbus hat allerdings eine Flügelspannweite von 34,10 m. Wie hoch sind die Leitplanken? Gibt es Lampenmasten auf dem Mittelstreifen. Oder Schilderbrücken und solche Sachen?

»Soweit ich mich erinnere, gibt es zwischen dem Kaiserberger Kreuz und Oberhausen gut zwei Kilometer Autobahn ohne Schilderbrücken; keine Lampenmasten und auch keinen starken Baumwuchs. Aber dann kommen einige Unterführungen ...«

... dann schicken Sie mal schnell alles, was Sie haben, dahin. Also Feuerwehr, Notarzt, u.s.w. Ich bin gleich über dem Zoo und sehe den Spaghettiknoten vor mir. Wenig Verkehr. Ich habe keine Wahl und geh jetzt runter ...

Nachdem die Stimme im Funk schwieg, sah Klaus Neumann seinen Kollegen Heinz Paulig an und sagte zögerlich: »Ich weiß nicht so recht.«

Doch nur wenige Sekunden später kam eine Meldung über den Polizeifunk herein, die den vermeintlichen Scherz als bitteren Ernst enttarnte: Nach Angabe der Besatzung von Egon 3112, die mit ihrem Streifenwagen am Duisburger Zoo standen, wäre gerade ein sehr großes Flugzeug ganz niedrig über sie hinweg geflogen.

Klaus Neumann zögerte keine Sekunde mehr und gab Großalarm für die Polizei, die Feuerwehr und alle Rettungseinheiten!

*

Urs Müller zog seine Angel aus dem Wasser der Ruhr und betrachtete den kleinen Fisch, der da am Haken zappelte. Er nahm den Fisch, löste ihn vorsichtig vom Haken und warf ihn wieder zurück in den Fluss. »Hau ab und sag Deinen großen Brüdern Bescheid, dass es hier ganz leckere Maden gibt ...«, schimpfte er leise und wollte gerade eine Made auf den Haken aufziehen, als ein lautes Jaulen seine Konzentration störte.

Er erhob sich von seinem Sitz und sah zu der mächtigen Autobahnbrücke hoch, die die Ruhr an der Stelle überspannte, wo er seinen Angel-Stammplatz hatte, seit er in Rente war. Fassungslos starrte er auf das riesige Flugzeug, das in wenigen Metern Höhe über der Autobahn schwebte.

»Mein Gott ...«, stammelte Urs, »das sieht ja so aus, als wenn der hier runter kommen will ...«

Urs Müller warf sein Angelzeug weg und rannte den Deich hoch. Er überquerte die Uferstraße und stieg die Treppe zur Autobahnbrücke hoch. Völlig außer Atem erreichte er die Fahrbahn, kletterte über die Leitplanke und sprang auf die Standspur. Vor ihm, keine hundert Meter entfernt, berührte das Fahrwerk des Flugzeugs gerade die Fahrbahn und das Motorengeräusch steigerte sich zum Inferno.

»Ach du scheiße. Der macht tatsächlich ernst«, stammelte Urs, der schon oft genug geflogen war, um zu wissen, dass der Pilot gerade vollen Gegenschub auf die Triebwerke gegeben hatte. Er winkte einem Autofahrer zu, der sein Fahrzeug auf der rechten Spur angehalten hatte und völlig entgeistert nach vorn schaute. Urs riss die Beifahrertür auf und schrie: »Ich bin ausgebildeter Rettungssanitäter. Fahren Sie hinter dem Flugzeug her! Los Mann; machen Sie schon!«

Der Fahrer, ein junger Mann von vielleicht 20 Jahren, schien noch zu zögern und Urs schnauzte ihn an: »Wenn Sie Schiss haben, dann hauen Sie ab und lassen Sie mich fahren. Jede Sekunde zählt jetzt! Es geht um Leben und Tod!«

»Aber wenn die Kiste hochgeht ...«, murmelte der Fahrer ängstlich, doch Urs schüttelte den Kopf: »So schnell explodieren Flugzeuge nicht«, log Urs, »nur im Fernsehen. Und jetzt fahren Sie endlich los, verdammt!«

Nach endlosen Sekunden gab der junge Mann endlich Gas. Der Wagen ruckte an und raste hinter dem Flugzeug her, das gerade eine Notlandung auf der Autobahn versuchte ...

2.

Zeitinsel

Astronomisches Institut der Universität Duisburg/Essen. In der Nacht davor ...

»Man sagt ja, nichts sei so tot wie der Friedhof von Bonn, aber ein Nachtdienst in unserem Observatorium schlägt das um Längen ...«, murmelte Asta Hansen. Die hagere und mittelgroße Blondine sah auf die altmodische Bahnhofsuhr an der Wand des Observatoriums; sie zeigte kurz vor 2 Uhr. Asta stand auf, machte ein paar Dehnübungen und ging einige Schritte auf und ab. Dabei streiften ihre Blicke Knut Haberling, den jungen Presse-Volontär, der an einem kleinen Tisch in der Ecke saß und irgendwelche Texte in seinen Laptop tippte. Sie trat neben ihn und schaute ihm über die Schulter: »*Eine Nacht im Museum* ist bestimmt spannender.« Haberling sah kurz auf, lächelte und vertiefte sich dann sofort wieder in seine Notizen.

»Dann eben nicht«, murmelte Asta leise und nahm ihre Wanderung wieder auf.

Pünktlich um 2 Uhr setzte sich Asta wieder vor Okular des großen Teleskops, schob eine der altmodischen fotografischen Platten in die Aufnahmeeinrichtung des Teleskops und löste den Belichtungsvorgang aus.

»Und jetzt wieder eine halbe Stunde Nichtstun«, murmelte die junge Frau gelangweilt, nachdem sie die Platte herausgenommen und in den Entwickler gelegt hatte. »Zu jeder vollen Stunde ein Foto des Sternenhimmels machen - dreißig Minuten warten, bis das Foto fertig entwickelt ist - dann das Foto beschriften und archivieren - wieder dreißig Minuten bis zur nächsten vollen Stunde warten. Das nächste Bild machen, wieder dreißig Minuten warten ..., Ich könnte Benny erwürgen!«

»Benny?« fragte der junge Presse-Volontär neugierig.

»Mein Freund. Ich habe mich bequasseln lassen, den Nachtdienst für ihn zu übernehmen. Die ganze Woche schon ...; und das alles nur, damit Benny eine Woche in München verbringen kann, um sich mit ein paar alten Freunden zu treffen.«

»Dieser Benny ist Astronom?«

»Beinahe. Er ist fast fertig und hat die Diplomarbeit schon in der Mache.«

*

Knapp eine halbe Stunde später war die 2-Uhr-Aufnahme fertig. Asta nahm das großformatige Foto aus dem Entwickler, schrieb Datum und Uhrzeit auf den weißen Rand und wollte es gerade zu den anderen Fotos legen, als ihr anscheinend etwas an dem Foto auffiel. Sie zog das Foto von 1 Uhr aus der Hülle und verglich die beiden Bilder miteinander.

»Irgendwie verwackelt, wobei das Bild von 1 Uhr gestochen scharf ist.«

»Vielleicht hat es eine kleine Erschütterung während der Belichtung gegeben oder die Platte hat ein Macke«, murmelte der Mann von der Presse.

»Kann beides sein«, nickte die junge Frau und ging zu dem Computer, wo die digitalen Himmelsaufnahmen gespeichert waren, die ebenfalls stündlich gemacht wurden. Sie lud das Bild von 2 Uhr auf den Schirm und vergrößerte es solange, bis sich auch dort die Unschärfen zeigten.

»Wahrscheinlich haben Sie Recht, Herr Haberling. Eine kleine Erschütterung während der Aufnahme oder ein leichtes Erdbeben«, murmelte Asta. »Erdbeben kommen in der Kölner Bucht ja häufiger vor.«

Sie nahm das 2-Uhr-Foto, machte eine entsprechende Notiz auf den Rand und schob es in eine Plastikfolie. Dann ging sie zum Teleskop-Podest zurück und setzte sich wieder in den Stuhl. Bis 3 Uhr waren es noch knapp 20 Minuten ...

*

Astronomisches Institut der Universität Duisburg/Essen, 3:30 Uhr:

Asta nahm das fertig entwickelte Foto aus dem Trockner und legte es auf dem Arbeitstisch. Schon beim ersten Hinsehen konnte sie erkennen, dass die neue Aufnahme wieder gestochen scharf war. Sie lächelte zufrieden und wollte gerade die üblichen Registrierungsvermerke auf dem Foto anbringen, als ihr etwas auffiel. Sie schwenkte die Leuchtlupe zu sich heran, schaltete sie ein und sah hindurch.

Irgendetwas auf dem Bild war seltsam; Asta Hansen schien verwirrt zu sein. Sie ging zum Computer und lud das digitale Foto von 1 Uhr erneut auf den Schirm. Dann hielt sie das Papierfoto von 3 Uhr direkt neben den Monitor und ihre Augen wanderten hin und her.

»Irgendwas Besonderes?« fragte Knut Haberling; Asta nickte: »Ich weiß noch nicht, aber ich muss unbedingt sicher gehen, ehe ich Benny aus dem Schlaf hole.« Sie legte das Papierbild auf den Scanner, wählte die höchstmögliche Auflösung und wartete bis das Bild eingescannt war. Dann setzte sie sich vor den PC und startete das Bildbearbeitungsprogramm. Sie legte das eingescannte Bild über das digitale Bild und verschob das gescannte Bild solange, bis die Referenzsterne deckungsgleich übereinander lagen.

»Das ist aber verdammt seltsam ...«, murmelte Asta. »Alles verschoben ...«

»Verschoben?«

»Wie viel Ahnung haben Sie von Astronomie, Herr Journalist?«

»Nur das, was man in der Schule so lernt.«

»Und ich bin erst im zweiten Semester«, sagte Asta und zog ihr Handy aus der Tasche. Sie wählte die Nummer von Bennys Gerät und wartete nervös, bis er sich endlich meldete.

»Ja Benny, ich weiß, wie spät es ist, aber ich habe hier etwas sehr Seltsames. Es geht um die Bilder von heute Nacht und es sieht so aus, als habe sich fast der gesamte Sternenhimmel irgendwie verschoben ... - ... ja, ich weiß selbst, dass so was nicht möglich ist ... - ... nein, ich habe nicht an dem Teleskop herumgespielt ... - ja, ich werde sehen, was die Aufnahmen von vier Uhr bringen ... - ... wen soll ich anrufen? Den Prof? Ab wann kann man den denn samstags erreichen ... - ... So früh schon? Gut. Tschüss und noch viel Spaß in München!«

Asta trennte die Verbindung und sah auf die Uhr: Es war jetzt viertel vor Vier ...

*

Der Professor kam um halb Sieben. Dr. Bernd Haumann trug einen knallroten Jogging-Anzug und nahm dankbar einen Schluck von dem Kaffee, den Asta frisch gebraut hatte. Dann setzte er sich an den Tisch und sah sich die Bilder lange an, die Asta dort ausgebreitet hatte.

»Eine geringfügige Verschiebung des gesamten Sternenhimmels also? Und Sie haben das Teleskop geprüft?«

»Hab ich«, nickte Asta. »Außerdem habe ich Hausmeister Keller vom Frühstückstisch geholt. Er hat's bestätigt: Das alte Ding ist korrekt ausgerichtet, die Nachführung läuft einwandfrei und die Lager sind in Ordnung. Am Teleskop liegt es also nicht.«

»Haben wir schon Informationen von anderen Sternwarten auf der Nordhalbkugel? Garching oder Mt. Palomar zum Beispiel?«

»Garching habe ich versucht, aber dort meldet sich keiner, Herr Professor.«

»Die Bayern schlafen bestimmt noch ...; kann ich übrigens noch einen Kaffee haben?«

Asta goss die Tasse ihres Professors erneut voll und fragte: »Was könnte die Ursache sein, Herr Professor? Für die Verschiebung der Sternbilder?«

Haumann zuckte mit den Schultern, stand auf und ging ans Fenster. Er schob die Vorhänge zur Seite und musterte die leuchtende Sonnenscheibe am Horizont:

»Unsere Sonne ist noch da und auf den Fotos von heute Nacht sind die Planeten in etwa auch da, wo sie sein müssen. Aber manche Sternbilder sind verschoben und wenn es nicht völlig verrückt klingen würde, dann würde ich sagen ...«

»Was würden Sie sagen, Herr Professor?« fragte der Pressemann aufgeregt, der bis dahin still in der Ecke gesessen - nun aber seinen Notizblock gezückt hatte.

»Ich muss etwas weiter ausholen, damit Sie das verstehen - und Ihre Leser. Also ...

Wir wissen schon lange, dass sich unsere Sonne, die Erde und die Planeten um den Mittelpunkt unserer Galaxis drehen. Weil sich die anderen Sterne in unserer relativen Nähe - also die Sterne im Orion-Arm der Milchstraße - auch um das Zentrum unserer Galaxis drehen, drehen sie sich mit uns und erscheinen auf den Fotos immer an der gewohnten Stelle. Bei den Objekten außerhalb unserer eigenen Galaxis, den fremden Galaxien zum Beispiel, ist da nicht so. Die drehen sich ja nicht um den selben Punkt, wie die Sterne unserer Galaxis und deswegen sieht es so aus, als wanderten sie am Himmel entlang - was natürlich nicht stimmt, denn *wir* drehen uns ja und sie bleiben an ihren Positionen. Und jetzt ist eine der bekanntesten Galaxien, die Galaxis Andromeda, nicht mehr da, wo sie sein sollte. Ganz woanders, sogar.«

»Und das bedeutet?« fragte Asta.

»Wir müssen das natürlich noch genau berechnen,« murmelte Haumann nervös, »aber ich schätze, Andromeda hat zuletzt vor vielleicht 2.000 Jahren an der Stelle gestanden, wo man die Galaxis auf den Fotos von heute Nacht sieht ...«

*

Rathaus Duisburg, Krisenstab, zwei Tage später

»Der Hubschrauber unserer Unfallklinik ist gestern ein paar Patrouillen geflogen. Danach sieht es in etwa so aus ...«



Der Oberbürgermeister trat an die Karte und zeigte darauf: »Außerhalb des hier dargestellten Kreises gibt es nichts mehr, was noch an eine bewohnte Gegend erinnert. Wo gestern noch Düsseldorf lag oder Krefeld oder Dinslaken, da sind heute nur noch Wald und Wiesen. Von Oberhausen und Mülheim ist noch ein gutes Stück vorhanden, aber dahinter ...«

»Eine Menge Leute würden sich freuen, dass das Düsseldorf verschwunden ist. Keine nervi-

gen Verfügungen der Bezirksregierung mehr«, knurrte Detlef Korn, einer der Stadträte, »von dem Schwachsinn, den die Landesregierung momentan verzapft, ganz zu schweigen.«

»Ja, wir scheinen auf uns allein gestellt zu sein«, sagte Sonja Müller leise. Die Assistentin des Oberbürgermeisters sah ihren Chef über den Rand ihrer Nerd-Brille nachdenklich an: »Und genau da liegt das Problem. Es sind ja nicht nur die Städte im Umkreis verschwunden, sondern auch alles das, was uns bisher versorgt hat. Da gibt es keine Landwirtschaft am Niederrhein mehr, die uns bisher das Gemüse geliefert hat und auch keine Viehwirtschaft, die uns mit Fleisch versorgt. Und ob es in Deutschland oder Europa überhaupt noch etwas gibt, das wissen wir nicht. Und wenn ja, dann kämen die Waren gar nicht bis zu uns, denn da draußen gibt es keine Autobahnen oder Schienenstrecken und auf dem Rhein ist seit Tagen kein Schiff mehr durchgekommen. Wir haben ein riesengroßes Versorgungsproblem, Leute!«

Der Oberbürgermeister nickte, sah in die Runde und erhob sich: »Noch reichen die Vorräte in den Supermärkten und in den Lagern im Hafen, aber in spätestens 3 Monaten werden wir über eine halbe Million Menschen mit Essen versorgen müssen! Trinkwasser gibt es in ausreichenden Mengen und dank der beiden Kraftwerke werden wir noch eine Zeitlang Strom haben - Kohle ist auch genug da, aber sonst ..., lasst Euch was einfallen, Leute! Schnell!«

*

Sonja Müller hatte die Sitzung des Krisenstabs vor ihrem Ende verlassen und sich wieder ihren normalen Pflichten als Assistentin des Oberbürgermeisters gewidmet. Unzählige Anfragen waren zu beantworten und viele Anrufer warteten auf Rückruf. Sie war völlig in ihre Arbeit vertieft und hatte die unauffällige Gestalt übersehen, die schon eine ganze Weile im Besuchersessel gewartet hatte und zunehmend ungeduldiger aussah. Jetzt schien dem Mann der Zeitpunkt gekommen, auf seine Anwesenheit hinzuweisen; er räusperte sich lautstark ...

Sonja schreckte aus ihrer Arbeit hoch und sah sich um. »Oh ...! Wer sind Sie denn und wie sind Sie hier hereingekommen?«

»Mein Name ist Bernd Haumann. Ich bin Professor an der hiesigen Universität. Ich kam durch diese Tür dort und ich habe folgendes Anliegen ... «

*

Kurze Zeit später platzte Sonja in das Büro des Oberbürgermeisters: »Draußen wartet ein Mann, der sehr dringend mit Ihnen reden muss, Herr Oberbürgermeister.«

»Ach Müllerin; ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich nicht gestört werden will. Schon gar nicht von hysterischen Leuten, die doch nur fordern, dass wir sofort irgendetwas tun sollen und alles wieder so sein soll, wie früher. Es ist schon schlimm genug ...«

»Es wird noch schlimmer, Chef. Hören Sie sich mal an, was dieser Mann zu sagen hat. Es ist eine geradezu abenteuerliche Geschichte.«

»Meinetwegen soll er reinkommen«, knurrte der Oberbürgermeister, erhob sich und sah dem Hereinkommenden entgegen.

»Mein Name ist Haumann. Ich bin Professor für Astronomie an der Universität und nach meinen Berechnungen ist etwa Ungeheuerliches passiert.«

»An Ungeheuerlichkeiten bin ich mittlerweile gewöhnt«, stöhnte der Oberbürgermeister und bot seinem Besucher einen Stuhl an. »Nehmen Sie Platz und erzählen Sie bitte, was Sie herausgefunden haben.« Und Bernd Haumann erzählte ...

Nachdem der Professor mit seinem Bericht fertig war, fragte der Oberbürgermeister sichtlich nervös: »Aufgrund der Sternenpositionen haben Sie also ermitteln können, dass die Stadt Du-

isburg und ein Stückchen drumherum in der Zeit versetzt wurde! Und zwar in die Vergangenheit?«

Der Professor nickte: »Wir müssen von rund 2.000 Jahren ausgehen; plus / minus 30 Jahre, würde ich sagen. Genauer geht das nicht. Und ...«, er sah den Oberbürgermeister an, als ahnte er dessen nächste Frage, »... nein, ich habe auch keine Erklärung dafür.«

3.

Die Orcus-Legende

Eine Woche war seit dem Tag vergangen, an dem man hatte begreifen müssen, dass man mit- samt der Stadt Duisburg und einiger angrenzender Gebiete in der Vergangenheit gestrandet war.

Mittlerweile hatten die ersten Krisenmaßnahmen gegriffen und einige der dringendsten Probleme waren gelöst: Es gab vorläufig genug zu essen und die beiden Großkraftwerke lieferten ausreichend Strom und Wärme. Auch die Kommunikation zwischen den Bürgern und ihrer Verwaltung klappte: Die Polizei hatte ihre Fahrzeuge in alle Ortsteile geschickt und dort hatte man die Menschen über Lautsprecher aufgefordert, ihre Radios auf UKW 92,2 - den Lokal- sender "Radio Duisburg" einzustellen. Die Redakteure hatten es in Tag- und Nachtschichten kurzfristig geschafft, ein 24-Stunden-Programm auf die Beine zu stellen, das zwar wenig von der sonst üblichen Dudelmusik enthielt, dafür den Menschen aber mannigfache Hilfe in dieser verrückten Situation anbot und Ratschläge der Hörer weitergab.

»Gut, dass wir die Stadtdruckerei noch nicht privatisiert haben; das Ganze hat nicht mal eine Stunde gedauert. Hier sind die frisch gedruckten Flugzettel mit Eurer Programmstruktur, die wir als Wandzeitungen an alle Haltestellen kleben lassen«, sagte die städtische Pressespreche- rin Franka Kopper und knallte einen dicken Paken Papier auf den Tresen der Lokalredaktion des Senders am Hauptbahnhof. »Ach ja. Unsere Jungs sind gerade dabei, das Kabelnetz zu reaktivieren, dann seid Ihr überall zu hören!«

Der Chefredakteur Rolf Schiller sah sie aus rotgeränderten müden Augen an. »Mich interes- siert nicht mehr, *wer* mich alles noch hört, Frau Kopper, ich will wissen, *was* wir den Leuten zu sagen haben! Wie lange soll dieser Scheiß denn noch weitergehen?«

»Keine Ahnung, aber wir müssen durchhalten! Hier in der Mappe sind die neuesten Infos zum Wasser- und Stromsparen und die Aufrufe, welche Experten wir ganz dringend suchen.«

Rolf Schreiner wollte gerade antworten, als nebenan zwei Telefone gleichzeitig klingelten. Er zuckte entschuldigend mit den Schultern: »Ich muss da mal eben dran ...«

»Schon klar«, sagte Franka Kopper und wandte sich ab. »Ich bin dann mal wieder weg!«

*

In der Fußgängerzone der Innenstadt waren viele Menschen unterwegs, während Franka Kop- per die 500 Meter zum Rathaus hinüber eilte. Vor dem Gebäude der Stadtparkasse musste sie der Schlange ausweichen, die sich dort vor den Geldautomaten gebildet hatte. Franka wusste, dass man den Leuten dort den Lohnanteil für genau eine Woche auszahlte. Mit diesem Geld sollten die Menschen erst einmal über die nächsten Tage kommen; Steuern oder sonstige Sa- chen waren gestundet, bis eine andere Form der Abgaben - etwa das stundenweise Ableisten eines Wachdienstes an den Grenzen - gefunden war.

Auch Franka würde sich nach Ende ihres Dienstes in die Schlange an der Sparkasse einreihen, um ein paar Euros abzuholen, mit denen sie im Supermarkt einige Sachen kaufen konnte. Die Supermärkte und Kaufhäuser hatte man unter Polizeischutz gestellt und die Märkte waren nur für die Bewohner des jeweiligen Stadtteils geöffnet. Das hatte Panik und Plünderungen erstmal verhindert.

Irgendwie gingen wohl alle davon aus, dass diese "Zeitverschiebung", von der man ja angeblich betroffen war, nur ein Naturphänomen sei und in wenigen Tagen von selbst wieder verschwinden würde. Insoweit war die Stimmung noch verhältnismäßig gut und würde sicherlich noch besser werden, wenn auch andere Bereiche des öffentlichen Lebens zur Normalität zurückfinden würden. Franka nahm sich vor, den Oberbürgermeister in diesem Zusammenhang auf das Problem der geschlossenen Kindergärten und Schulen anzusprechen; auch diese Einrichtungen sollten baldmöglichst wieder geöffnet werden.

Franka hatte die breite Pforte des Rathauses gerade erreicht, als sie beinahe mit Peter Hellmüller zusammenstieß, dem ältesten Sohn eines der Baulöwen der Stadt.

»Warum so eilig, Herr Hellmüller?« lachte Franka.

»Hallo Frau Kopper! Ich muss so schnell wie möglich an unsere Baustelle am Südgraben. Unsere Leute beobachten dort schon seit einiger Zeit seltsame Gestalten. Ich habe gerade den Krisenstab informiert.«

»Südgraben? Das ist doch am Froschenteich, oder? Der Graben, der uns vor den wilden Tieren schützen soll?«

»Genau der, Frau Kopper. Wir sind mit schwerem Gerät da unten und morgen fluten wir schon den ersten Teilabschnitt des neuen Wassergrabens. Auch der Durchstich zum Rhein ist so gut wie fertig. Aber gestern Abend kamen die Arbeiten zum Erliegen. Da erschienen dort so komische Typen. Unsere Bauarbeiter dachten erst, die wären vom Karneval übrig geblieben, wegen der Klamotten. Aber eh man sie fragen konnten, waren sie wieder weg. Schwupps. Einer von uns hat zum Glück ein paar Bilder gemacht. Ich hab sie gerade den Eierköppen vom Krisenstab gezeigt.«

»Und?«

»Die Eierköpfe haben erst ganz wichtig getan - so wie sie es immer tun, wenn sie nicht wissen, was sie sagen sollen. Dann haben sie herumgetuschelt und am Ende haben sie gesagt, auf diesen Fotos ..., die Leute da, das seien Soldaten gewesen. Römische Soldaten ...«

*

Am nächsten Tag:

Bombasticus Leute waren mindestens ebenso überrascht gewesen, wie die Bauarbeiter der Firma Hellmüller. Eigentlich waren die Römer zu ihrem Lager im Bereich des heutigen Burgplatzes unterwegs gewesen, wo sie ihre Kameraden ablösen sollten. Doch schon viele Meilen vorher hatte sie der Anblick dieser seltsamen, riesigen und stöhnenden Tiere aus ihrer Marschlethargie gerissen.

Fassungslös hatten die Legionäre zusehen müssen, wie diese gelbfarbenen Monster wutschraubend gewaltigen Mengen Erde fraßen und sie an andere Stelle wieder ausspuckten.

Ein weiterer Schock waren die seltsamen Germanen in den bunten Uniformen gewesen, die auf diesen Riesen ritten oder hinter deren weit geöffneten Augen saßen.

Bombasticus hatte die Panik in den Augen seiner Leute erkannt und deshalb den sofortigen Rückzug befohlen. Er ahnte, dass hier Dinge passierten, denen man am besten aus dem Weg ging; zumindest bis klar war, mit welchen dubiosen Mächten sich die Germanen hier zusammengetan hatten.

Doch heute, einen Tag und einige Liter Cervesa später, hatten die Römer neuen Mut geschöpft. Bombasticus hatte die Leute seiner Kohorte vorsichtig ausschwärmen lassen, nachdem ihm seine Späher gemeldet hatten, dass die gigantischen Tiere zu schlafen schienen und die Germanen anscheinend abgezogen wären.

Doch kaum dass sich die Römer durch das dichte Unterholz gearbeitet hatten und auf das freie Feld getreten waren, sahen sie sich erneut Germanen gegenüber. Aber diese Germanen ritten nicht auf riesigen gelben Monstern, sondern saßen auf kleineren metallenen Pferden. Und sie trugen grüne Uniformen mit Helmen, aber anscheinend keine Waffen.

Bombasticus musterte die Gruppe schweigend, dann gab er seinen Legionären den leisen Befehl, einige Germanen gefangen zu nehmen, um sie zu den seltsamen Vorgängen zu befragen. Die Legionäre formierten sich und marschierten los, die Schilde hochgenommen und die Kurzschwerter gezückt. Doch schon auf dem halben Weg wurden sie gestoppt ...; die Motorradpolizisten hatten Tränengas-Granaten geworfen und die Angreifer brachen hustend und keuchend zusammen.

Man brachte die Legionäre in das nahe gelegene St. Anna-Krankenhaus, wo sie gründlich untersucht und ärztlich versorgt wurden. Anschließend stellte man sie unter Quarantäne, denn niemand konnte schließlich wissen, welche ansteckenden Krankheiten im ersten Jahrhundert nach der Zeitenwende gerade grassierten.

*

Im klimatisierten Salon des edlen Konferenzschiffs schauten knapp 50 Leute durch die großen Panoramafenster und unterhielten sich erregt, aber in gedämpfter Tonlage. Die KARL JARRES hatte vor wenigen Minuten vom Steiger in der Innenstadt abgelegt, nachdem die eingeladenen Gäste aus Kommunalpolitik und Wirtschaft an Bord gelangt waren. Nach dem Verlassen des Hafens hatte das Schiff bereits stromaufwärts gedreht und fuhr, getrieben von zwei Motoren mit 240 KW Leistung in zügiger Fahrt Richtung Süden.

Schiffsführer Klaus Vandermaat gab über Lautsprecher die nötigen Informationen an die Gäste: »Wir sind mit dem Boot der Wasserschutzpolizei vor drei Tagen schon einmal die Strecke abgefahren. Die Rheinbrücken sind noch alle erhalten, nach der Eisenbahn- und der Autobrücke in Hochfeld, die wir bereits unterquert haben, nähern wir uns gleich der Mündelheimer Brücke. Linker Hand sehen Sie die Mannesmann Hüttenwerke, rechts beginnen die Bayerwerke. Der Wasserstand und die Fließgeschwindigkeit sind knapp normal für die Jahreszeit, allerdings ist der Fluss ziemlich verdreckt und es treibt eine Menge Gestrüpp und Holz mit; bis hin zu großen Baumstämmen. Aber unser Schiff ist ja nicht so groß wie ein Kümo oder ein Tanker; mit seinen 34 m Länge und 5 m Breite sind wir sehr beweglich, außerdem helfen uns die Schottelruder-Propeller und das Bugstrahl-Ruder, wenn wir etwas Größerem ausweichen müssen ..., einem weißer Wal, oder so.«

Verhaltenes Gelächter ging durch den Saal; viele erinnerten sich an den weißen Wal, der mal bei Duisburg im Rhein geschwommen war und den der damalige Zoodirektor Dr. Gewalt hatte einfangen wollen.

»Es wird etwa noch 20 Minuten dauern, dann erreichen wir den Punkt, wo die bekannte Welt für uns zurzeit zu Ende ist. Ich werde Sie dann rechtzeitig auf das Oberdeck bitten.«

Man hörte es schon am Geräusch der Motoren: Die KARL JARRES schob sich jetzt wesentlich langsamer voran. Die Mündelheimer Rheinbrücke hatte man gerade passiert, als sich der Blick auf eine fremde, wilde Landschaft öffnete, über die die Mittagssonne stand.

»Wir müssten jetzt ca. bei Rheinkilometer 761 sein, falls diese Zählung noch eine Bedeutung hat«, murmelte Vandermaat. »Ich dreh jetzt erstmal bei ..., ist eine Frage der Sicherheit. Unser Schiff hat zwar nur ein Tiefgang von 1,50 m, aber das hier ist alles so merkwürdig ..., untief.«

Längst hatten sich alle Passagiere auf dem Oberdeck eingefunden, einige von ihnen mit Ferngläsern und Digitalkameras ausgerüstet.

Eine weite Wasserfläche breitete sich vor ihnen aus, die so gar nicht zu dem Bild passte, das sie alle vom Rhein und seiner Umgebung hatten. Die Wasserfläche reichte bis zum südlichen Horizont und war nur von kleinen Inseln und Kiesflächen durchbrochen.

»Tja, so sieht ein unregulierter Fluss aus«, meldete sich ein Wasserbauer zu Wort. »Typisch für den Niederrhein. Hier hat der Strom genügend Platz in der Breite - und er verzeigt sich immer wieder neu, nach jedem großen Hochwasser.«

»Warum fahren wir nicht ein Stück Richtung Düsseldorf weiter?« fragte einer der Passagiere. Der Wasserbauer drehte sich zu dem jungen Mann um, der sich an seinem ausgeschalteten Laptop festzuhalten schien: »Düsseldorf gibbet nicht mehr, junger Mann; Sie müssen ihre Cocktails in Zukunft woanders schlürfen. Außerdem würde ich dem Kapitän nicht raten, noch weiter nach Süden zu fahren. Wir haben dort keine gewohnten Wassertiefen von 5 oder 8 Metern mehr. Da sind Untiefen, Sandbänke und ähnliche Scherze zu erwarten.«

Während sich der junge Bankangestellte mit rotem Kopf abwandte, kam ein Ruf von der Steuerbordreling: »Schaut mal nach rechts. Was kommt denn da Verrücktes an?«

»Das glaub ich nicht, das sieht ja aus wie bei Ben Hur!«

»Diese Kähne haben aber nicht viel mit den Galeeren zu tun, die im Film so spektakulär untergingen. Das sind drei typische Flussschiffe der Classis Romana, wenn ich das richtig sehe. Sie sind kleiner als normale Galeeren, haben wenig Tiefgang und einen Plattboden, damit sie auch flache Gewässer befahren können. 14 bis 20 Ruderer an jeder Seite, damit dürften sie nicht gerade langsam sein«, wandte der Oberbürgermeister ein.

Mit schnellem Rudertakt näherten sich die drei Schiffe und die ersten, schlecht gezielten Schüsse der Bogenschützen klatschten gegen die stählerne Bordwand der KARL JARRES. Einer der Polizisten an Bord der JARRES hob das Gewehr mit der aufgesetzten Tränengasgranate und sagte scharf: »Näher als 30 Meter sollten wir sie aber nicht herankommen lassen.«

»Und was machen wir dann? Verhandeln? Kann denn überhaupt jemand von Ihnen genug Latein, um mit denen zu sprechen?« fragte Peter Pakula, der Vorstandssprecher der Hafen AG und musterte seine Gesprächspartner. Sofort setzte eine rege Diskussion ein und Phrasen wie „Pax vobiscum“, „Ave, Caesar, Morituri te salutant“ oder „Romani, ite domum“ schwirrten über das Deck.

Der Oberbürgermeister lachte: »Das klingt zwar alles sehr hübsch, meine Herren, aber nicht überzeugend. Zum Glück habe ich den Leiter unseres VHS-Lateinkurses mitgenommen, der

hat hoffentlich mehr Lateinkenntnisse als Sie!« Der Oberbürgermeister nickte dem schmalen grauhaarigen Mann auf dem Vordeck zu, der dort in Begleitung zweier Polizisten stand. »Dr. Herzig, versuchen Sie ihr Glück. Aber bitte erst nach dem nächsten Manöver.«

Peter Pakula wollte gerade fragen, von *welchem* Manöver der Oberbürgermeister gesprochen hatte, da brüllten die Diesel der KARL JARRES schon auf. Das Schiff drehte auf der Stelle und fuhr eine kurze Strecke in nördlicher Richtung, wendete erneut, beschleunigte scharf und fuhr dann mit voller Geschwindigkeit auf die römischen Boote zu. Erst kurz vor einem Zusammenstoß riss der Kapitän der JARRES das Steuer scharf herum, sodass die entstehenden Wogen über die flachen Bordwände der römischen Boote schwappten. Die plötzlich nass gewordenen Bogenschützen senkten erschrocken ihre Waffen und die Ruderer ließen die Boote seitlich in das Flachwasser treiben, wo sie Ankersteine auswarfen.

Die JARRES näherte sich langsam bis auf etwa 30 Meter und Dr. Herzig rief dem Kommandanten der Römer - unschwer zu erkennen an dessen prächtig glänzenden Rüstung - etwas auf Latein zu. Der Kommandant zögerte zunächst mit einer Antwort, beriet sich mit einigen Soldaten und nickte dann zu Dr. Herzig hinüber - offensichtlich eine Geste des Einverständnisses.

Kurze Zeit später trafen sich die Delegationen beider Parteien am Ufer. Den Oberbürgermeister und den Dozenten der Volkshochschule hatten drei Polizisten begleitet; die römische Delegation bestand aus dem Kommandanten, drei Legionären und einem Zivilisten. Der Zweck dieser Verhandlungen war klar: Man musste einen Weg finden, weitere Feindseligkeiten zu vermeiden und gleichzeitig die Neugierde der Römer befriedigen, so gut es eben ging ...

*

Drei Wochen später:

»Müssen wir nicht aufpassen, dass wir die Geschichte nicht verändern? Was passiert denn, wenn die Römer etwas von unserer Technologie bekommen? Waffen zum Beispiel.«

»Sie werden nichts bekommen, Professor«, murmelte die Polizeipräsidentin und sah den Astronomen an. »Alles ist gesichert und ich habe überall Wachen aufstellen lassen! Außerdem sind Schutzwall und Wassergraben fast fertig. An den Grenzen der Stadt patrouillieren mittlerweile rund 500 schwer bewaffnete Polizeibeamte. Sie haben strikte Anweisung, niemanden in die Stadt zu lassen!«

»Dazu wird auch so schnell keiner Lust haben«, lachte Haumann. »Nachdem der Oberbürgermeister den Römern bei den Verhandlungen im Mündelheimer Rheinbogen das Märchen aufgetischt hat, hier habe sich der Orcus geöffnet, wird es ganz bestimmt kein Römer mehr wagen, sich der vermeintlichen Materialisation der Unterwelt zu nähern.«

»Ein geschickter Schachzug«, nickte die Polizeipräsidentin, »das hätte ich dem jungen Oberbürgermeister gar nicht zugetraut. Die Angst vor der Unterwelt hält der Römer auf Distanz und erklärt ihnen gleichzeitig das Vorhandensein unserer seltsamen Maschinen und Waffen. Für die Römer und die paar Germanen in der Umgebung sind Bagger nichts anderes als geheimnisvoll gefräßige Moloche, die immer neue, gefährliche Wege in die Tiefen der Unterwelt bahnen.«

»Aber die Motorradpolizisten, die entlang des Walls Streife fahren, fürchten die Römer am meisten. Dieser Bombasticus nannte sie furchtsam "Wächter des Orcus auf ehernen Pferden".«

»Andererseits ist es auch gut, dass wir uns mit den Römern arrangiert haben«, sagte Anna Maria Seemüller, eine Ärztin, die ebenso wie der Astronomieprofessor und die Polizeipräsidentin zum Krisenstab gehörte. »In ein paar Monaten ist Erntezeit und die Römer werden uns bis dahin Getreide und Gemüse liefern; im Tausch gegen Haushaltswaren und Werkzeuge aus gutem deutschem Eisen.«

»Hat Thyssen die Produktion denn schon umgestellt?« wollte die Polizeichefin wissen. Die junge Frau nickte und die langen blonden Haare fielen ihr dabei ins Gesicht. Sie schob die Haare beiseite und antwortete: »Die sind jetzt dort sehr vielseitig. Thyssen hat sein normales Programm heruntergefahren und produziert jetzt jede Menge Halbzeug. Das meiste aus Stahl, aber für die Römer natürlich nur Dinge aus Eisen.«

»Also haben wir es für den Anfang irgendwie geschafft«, sagte der Oberbürgermeister leise, dem man die Strapazen der letzten Wochen deutlich ansah. »Wie haben sauberes Trinkwasser und genug zu essen. Wenn die Felder in Baerl, Serm und Rumeln die ersten Erträge bringen, sind wir sogar unabhängig von den Römern, was Getreide und Gemüse angeht. Strom wird produziert, das Bergwerk in Walsum läuft wieder zu 100 Prozent, aus der dort geförderten Kohle werden wir bald Diesel für die Baumaschinen herstellen und das Bayer-Werk in Uerdingen produziert daraus Medikamente und Vitamine.«

»Ja ... «, nickte die Polizeipräsidentin, »für´s Erste haben wir es wohl geschafft.«

4.

Der ZENTAUER

Ein Dreivierteljahr später war überall die Hoffnung geschwunden, dass sich das seltsame Zeitphänomen wieder auflösen und die Stadt mitsamt ihrem Umfeld in die Gegenwart zurückkehren würde. Viele Menschen hatten sich mit dem Schicksal arrangiert und nahmen die Dinge so, wie sie kamen. Sorgen machte man sich nicht, denn es gab sauberes Trinkwasser, genug zu essen und Energie war auch in ausreichender Menge da. Außerdem funktionierte die ärztliche Versorgung und um die Sicherheit der Stadt kümmerte sich die Polizei.

Da es den Menschen also wieder einigermaßen gut ging, kam schon bald der alte Drang des Menschen wieder durch, etwas Neues kennen zu lernen. Und das Neue begann ja jetzt quasi direkt vor der eigenen Haustür ...

Eine kleine Gruppe von Neugierigen - alle gegen die bekanntesten Krankheiten geimpft - hatte beschlossen, trotz der möglichen Gefahren durch die Römer und vagabundierende Germanenstämme hinaus in die antike Welt zu ziehen. Mit Pferden und neu konstruierten Wagen waren 12 Menschen nach Süden aufgebrochen - ausgestattet mit echten Passierscheinen aus dem Stabsquartier der XX Legion in Castrum Novaesium. Ihr Ziel war die Stadt, die das geografische und kulturelle Zentrum jener Zeit bildete; die Hauptstadt des einzigen Weltreiches dieser Zeit: Rom! In Rom wollten sie das Wirken von Kaiser Tiberius beobachten, der seit dem Jahre 14 regierte.

Eine andere Gruppe – ebenfalls geimpft und mit echten Passierscheinen ausgestattet, wartete am Ruhrorter Rheinufer.

Sie bestand aus dem hageren Knut Haberling, dem 27 Jahre alten Presse-Volontär, der in der Nacht im Observatorium gewesen war, als man die Verschiebung der Sterne bemerkte hatte. Haberling trug seine hellblonden Haare mittlerweile schulterlang und hatte sie zu einem Zopf zusammengebunden.

Zweiter im Bunde war Urs Müller, der pensionierten Rettungssanitäter, der bei der zum Glück glimpflich verlaufenden Notlandung des Airbus auf der Autobahn vielen Fluggästen Erste Hilfe geleistet hatte. Urs Müller war 62 Jahren alt, 1,80 m groß und hatte weißgraue Haare.

Weiterhin bestand die Gruppe aus der 35jährigen Jenny Schreiber, einer blonden Sprachwissenschaftlerin der Uni Duisburg/Essen und ihrer 2 Jahre jüngeren, rothaarigen Schwester Hanna, einer Ärztin des Deutschen Entwicklungsdienstes. Die beiden Mittdreißigerinnen waren Bekannte von Urs Müller und hatten über ihn von den Reiseplänen der kleinen Gruppe erfahren. Jenny und Hanna waren zu den Vorbereitungsgesprächen gekommen und letztlich geblieben.

Auch Urs' Bruder Lechti und sein Arbeitskollege Franz Helmer gehörten der Gruppe an. Die beiden groß gewachsenen und dunkelhaarigen Männer waren Anfang 40 und 1,90 m bzw. 1,92 m groß. Sie waren von der Polizei zur Essener Sicherheitsfirma Köther gewechselt und hatten dort als Personenschützer gearbeitet.

Last but not least gab es dann noch den Dicken Fitti, einen 61 Jahre alten Hünen mit einem prächtigen und gepflegten Zwirbelschnurrbart, der mit bürgerlichem Namen Friedhelm Kohlschreiber hieß, den alle aber nur den *Dicken Fitti* nannten. Der Dicke Fitti war früher Werkstattleiter und Lehrlingsausbilder bei Thyssen gewesen und galt unter seinen Freunden als genialer Bastler. Manchmal - so munkelte man - brachte Fitti sogar kleine Wunder zustande; besonders wenn es darum ging, alten Autos oder Radios neues Leben einzuhauchen.

Die fünf Männer und die beiden Frauen warteten jetzt auf das Eintreffen von Hilmar Hansen und seinem Kahn. Über Hilmar Hansen wussten sie wenig, außer dass er Ostfrieser war und sich seinerzeit zufällig mit seinem Schlepper im Duisburger Hafen aufgehalten hatte, als das Zeitphänomen aufgetreten war.

»Wo bleibt unser Frieser denn?« knurrte Urs Müller. »Nach dem ganzen Regen der letzten Wochen hat der Rhein endlich genug Wasser, dass wir Richtung Holland aufbrechen können. Morgen kann das schon wieder ganz anders sein.«

»Der Frieser wird schon kommen«, sagte Knut Haberling und grinste wissend, als ein leises, rumpelndes Geräusch zu hören war, das langsam lauter wurde.

»Siehst'e ...«, nickte der Presseemann. Er zückte seine Kamera, um den alten Schleppkahn zu fotografieren, der jetzt gerade um den Hafenumarm bog. »Zur Erinnerung an den Beginn einer hoffentlich schönen Fahrt.«

»Das ist laut! Das ist dreckig! Und das stinkt!«, schimpfte Jenny Schreiber und zeigte anklagend auf das Schiff, das sich gerade anschickte, anzulegen.

»Lass das ja nicht unseren den Käpt'n hören«, hielt ihre Schwester dagegen. »Wenn der mal richtig sauer ist, dann kippt der unsere ganzen Vorräte an grünem Tee über Bord oder unsere Sachen zum Wechseln oder vielleicht sogar unsere Schuhe ...«

»Darf ich vorstellen ...«, unterbrach sie die laute Stimme von Hilmar Hansen, der jetzt auf das Deck des Schiffes getreten war und seine alte Kapitänsmütze lupfte. »Länge: 1,72 Meter, Gewicht: 88 Kilogramm, Alter: 58 Jahre, Name: Hilmar Hansen, Beruf: Seefahrer. Und die

Daten meines alten Freundes, auf dem ich hier stehe, sind diese: Länge: 32 Meter, Breite: 8,10 Meter und Tiefgang: 1, 23 Meter. Name: Der ZENTAUER.«

»Der ZENTAUER? Seit wann gibt man Schiffen männliche Namen?« fragte Knut Haberling, »normalerweise nimmt man immer Frauennamen.«

»Seit heute«, knurrte Hilmar Hansen kurz angebunden und lud die Mitglieder seiner Gruppe mit einer Handbewegung ein, aufs Schiff zu kommen.

»Hier sieht es aber ganz anders aus als letztens«, sagte Hanna Schreiber anerkennend, als sie die Treppe nach unten hinab gestiegen war.

»Jo Deern. Für Dich und Deine Schwester haben wir hinten links eine eigene Kabine zusammengeschustert. Und ein eigenes Klo. Wir Männer teilen uns die beiden anderen Kabinen«, sagte der Ostfrieze laut. »Die Kombüse ist auch neu.«

»Die was?« fragte Jenny Schreiber nach und der Dicke Fitti lachte: »Auf Schiffen nennt man die Küche Kombüse. Euer Reich, Mädels.«

»Von wegen«, schimpfte Jenny Schreiber und stiefelte, ihren schweren Koffer mühsam hinter sich her wuchtend, hinter ihrer Schwester her.

*

»Wie Ihr seht, haben wir den alten Funk- und Lichtermast des Schleppers zu einem Segelmast umgebaut. Unser Segel ist aus schwerem, gummierten Kunstleinen gewebt und müsste die üblichen Stürme aushalten. Außerdem haben wir zwei Ersatzsegel an Bord und sogar einen mechanischen Webstuhl, falls auch die Ersatzsegel mal kaputt gehen sollten.«

Der mittelgroße rundliche Ostfrieze mit dem roten Haarkranz drehte sich um, ging zu den flachen Aufbauten im vorderen Teil des Schiffes. »Und das hier ...«, sagte er und öffnete die Tür zum Maschinenraum, »das ist unser ganzer Stolz. Das ist RUDI.«

»Rudi?« fragte Hanna verwundert.

»RUDI ist unsere nigel-nagel-neue Dampfmaschine. Das erste Modell der Neuserie, die sie bei Thyssen aufgelegt haben; enorm sparsam. Der Dicke Fitti und ich haben RUDI anstelle des Dieselmotors hier eingebaut.«

»Und wieso hat diese Maschine einen Namen?« fragte Jenny spitz.

»Wenn Du willst, dass eine Maschine dich treu begleitet, dann behandle sie so, als wäre sie Dein Freund. Und gib ihr einen Namen«, antwortete der Dicke Fitti feierlich.

»Und immer nur gutes Futter«, ergänzte Hilmar Hansen, »am besten Kohle. Und bevor jemand fragt: Ja, Steinkohle müsste es überall geben, denn sie wurde auch schon in der Römerzeit verwendet; vorwiegend zum Heizen. Und sollte mal keine Kohle greifbar sein, dann frisst unser RUDI zur Not auch Holz.«

»Ist das dahinten; ist das so etwas wie ein Dynamo?«, fragte Knut Haberling und zeigte auf ein Gerät, das an die Dampfmaschine angeflanscht war.

Der Ostfrieze nickte und wuchtete seinen Körper wieder aus der Türe zum Maschinenraum heraus: »Richtig. Dieser Generator liefert Strom für unsere Bordinstrumente und für Licht, solange wir mit der Maschine fahren. Ansonsten haben wir hier ...«, der Ostfrieze zeigte auf die mattschwarzen Platten auf dem Dach des Maschinenraums, »unsere Solarzellen. Die Batterien dazu sind im Kielboden verteilt; vor und hinter dem Schwertkasten.«

»Swertkasten?« Diesmal war es Jenny Schreiber gewesen, die gefragt hatte.

»Ein *Swert* ist quasi die Verlängerung des Kiels nach unten. Es stabilisiert die Querlage eines Schiffes. Aber weil wir oft im flachen Wasser unterwegs sind, haben wir das feste Schwert des ZENTAUER abgeschnitten und stattdessen ein so genanntes aufholbares Schwert

eingebaut. Das Ding kann jetzt durch einen Schlitz im Kiel ausgefahren werden und vergrößert die Stabilität, wenn wir im tiefen Wasser unterwegs sind.«

»Apropos *unterwegs*«, warf Urs Müller ein. »Wann geht's denn endlich los?«

Der Ostfrieser sah auf die mechanische Uhr, die von außen gut sichtbar an der hinteren Wand des Steuerraums angebracht war und sagte: »Jetzt! Urs und Lechti, macht Ihr bitte die Leinen los. Wir legen ab. Ziel Holland,... äh, oder wie immer die Gegend da jetzt heißen mag.«

*

Natürlich hatte der Rhein zur Zeit der Römerzeit kein durchgehend tiefes Fahrwasser und so kam der ZENTAUER oft nur langsam voran. Weil die Untiefen auch mit Hilfe des Echolots nicht immer rechtzeitig zu erkennen waren, fuhren sie nur tagsüber und meist stand der schweigsame Urs Müller am Bug, wo er versuchte, Untiefen oder treibende Bäume so rechtzeitig auszumachen, dass Hilmar Hansen am Steuer des ZENTAUER noch ausweichen konnte. Dem Ostfriesen zur Seite stand die rothaarige Hanna Schreiber, die vor zwei Jahren ihren Segelschein gemacht hatte und während ihrer Ausbildung auch in der Bedienung von Echolot und Radar eingewiesen worden war.

Die weitere Aufgabenverteilung hatte sich schnell ergeben. Schon bei den Vorbereitungsgesprächen hatte sich der Presseemann Knut Haberling als begeisterter Hobbykoch geoutet und Ansprüche auf die Kombüse angemeldet. Ihm assistierte Jenny Schreiber, die nicht nur sprachgewandt war, sondern sich auch mit Wildkräutern und essbarem Wildgemüse recht gut auskannte. Der treueste Kunde der Kombüse war natürlich der Dicke Fitti, der sich stets in der Nähe von etwas Essbarem herumdrückte, solange RUDI und der Rest der Schiffstechnik nicht nach seiner intensiven Bemutterung verlangten.

Um die Sicherheit kümmerten sich die beiden ehemaligen Personenschützer, wobei der ruhige Franz Helmer meist die Nachtwachen übernahm und Lechti Müller tagsüber „ein bisschen Sicherheit“ verbreitete, wie er es nannte, wenn er in seinem mattschwarzen Sportanzug gelassen über das Deck spazierte.

Die Fahrt verlief weitgehend ruhig - zumindest für die Besatzung der ZENTAUER. Gänzlich anders empfanden das die wenigen Bewohner der dünn besiedelten niederrheinische Tiefebene und des angrenzenden südlichen Gelderlands. Ihnen hatte das fauchende und Rauch speiende Ungetüm auf dem breiten Fluss einen Riesenschreck eingejagt. Und auch die germanischen Späher auf der rechten Rheinseite hätten sicher nicht geahnt, dass dort gerade ein paar ihrer Nachfahren auf die erste dokumentierte Kreuzfahrt der Geschichte gingen.

Wobei auch nicht jeder an Bord des ZENTAUER wusste, wohin die Reise wirklich gehen sollte. Wenn alles gut lief - so die *offizielle* Version - dann wollte man es die Küste entlang bis nach Spanien schaffen, doch zwei Personen an Bord hatten andere Pläne im Hinterkopf. Sie hatten ein sehr konkretes Ziel und mit ihnen auch eine der drei schweren Kisten, die schwarzgekleidete Männer noch am Abend vor der Abfahrt heimlich im Heck des Schiffes verstaut hatten ...

5.

Iberisches Intermezzo

Vier Monate später ...

Es war wieder Frühling geworden und das Schiff hatte mittlerweile die iberische Halbinsel erreicht. Die Fahrt dorthin hatte etwas länger gedauert, als der Kapitän ausgerechnet hatte. Erst hatte man Holland durchquert - vielmehr das, was einmal Holland werden würde und dann die Rheinmündung erreicht, die gänzlich anders aussah und viel schwerer zu befahren war, als im 21. Jahrhundert.

Die erste größere Rast hatte der ZENTAUER an der nord-französischen, pardon *nord-gallischen* Küste gemacht, nachdem die Winterstürme an Kraft zugenommen hatten und eine Weiterfahrt über das offene Meer für das Schiff und seine Besatzung viel zu gefährlich geworden wäre.

Beim Landgang trugen die Männer eine zeitgemäße Kleidung, die Hanna und Jenny aus den groben Wollstoffen geschneidert hatte, die sie aus Duisburg mitgebracht hatten. Die Reisenden hatten ein Eingeborenenort besucht, wo man frisches Gemüse und Kohle gegen die mitgebrachten Eisenwaren eingetauscht hatte. Da die Männer weder die gallische Sprache beherrschten noch genug Latein sprachen, hatten sie sich als Nordmänner ausgegeben und sich mit den Eingeborenen überwiegend über Handzeichen verständigt.

Die Gallier hatten keinen Verdacht geschöpft und waren freundlich und hilfsbereit gewesen, insbesondere „der kleine Asterix“, wie der Dicke Fitti später lachend erzählte. »Der kleine Gallier sah genauso aus wie der Asterix aus den Comics und er hat auch genauso gekuckt.«
»Ja, ja. Ich nähe Dir morgen eine blau-weiß gestreifte Hose und dann gehst Du glatt als Obelix durch«, grinste Hanna sinnend. Sie reichte ihm einen Apfel: »Na, ein Wildschweinchen gefällig?«

Drei Wochen später war der Frühling gekommen, das Wetter war besser geworden und sie hatten weiterfahren können. Außer den üblichen Stopps zur Frischwasseraufnahme hatte es noch einige wetterbedingte Fahrtunterbrechungen gegeben; z.B. an der Südküste der Bretagne, in einer Bucht in Aquitanien und an der Nordküste der Iberischen Halbinsel. Alle drei Regionen waren zur Zeit der römischen Besatzung nur dünn besiedelt gewesen; trotzdem hatte es Eingeborenenkontakte und Tauschhandel gegeben.

*

»Nach den Karten heißt das Kap, das wir vorgestern passiert haben, Kap Finisterre, abgeleitet von *finis terrae*, was soviel heißt wie ...«

» ... das Ende der Welt«, knurrte Hilmar Hansen und grinste Hanna Schreiber an. »Ich habe meine Latein-Lektionen inzwischen gelernt, Mädchen.«

»Mädchen? Ich bin 33 Jahre alt, Herr Kapitän.«

»Aber Du könntest meine Tochter sein. Sogar die Haarfarbe passt«, lachte der Kapitän, schob seine Mütze in den Nacken und zeigte stolz auf den Kranz seiner roten Haare. Er blinzelte in die warme Frühlingssonne. »Wir erreichen die Mündung des Duero. In 2000 Jahren wird es hier leckeren Wein geben und noch leckerere Mädels.«

»Guten Wein müsste es da schon jetzt geben. Schon die Griechen haben die Reben nach Lusitanien gebracht, dem heutigen Portugal«, erwiderte Hanna Schreiber.

»Du bist gut informiert, Mäd ..., äh.«

»Ich war beim Deutschen Entwicklungsdienst angestellt. Da kommt man viel rum und lernt eine Menge.«

»Über Wein?«

»Auch über Wein, Käpt'n«, lachte Hanna und schob sich eine Strähne ihres roten Haares von der Stirn, »aber noch mehr über Menschen. Besonders über einen gewissen Paolo Riva, dessen Bruder ein Weingut am Oberlauf des Duero hat ..., äh, es in 2000 Jahren haben wird. Sein Wein soll hervorragend sein.«

»Wein?« fragte der Dicke Fitti, der das Gespräch der beiden Steuerleute mitverfolgt hatte und schnalzte mit der Zunge. »Wäre ja mal wieder Zeit für einen längeren Landaufenthalt. Da hinten scheint es auch so eine Art Hafen zu geben«. Er zeigte auf eine Ansammlung von Häusern am Ufer, die sich um einen einfachen Landesteg gruppierten.

»OK. Wir könnten mal schauen, ob wir ein paar Römer treffen, bei denen wir unsere neuen Lateinkenntnisse ausprobieren können. Und einen guten Wirt, der unsere Eisenpfannen schätzt und uns dafür Essen, Trinken und Unterkunft spendiert. Seid Ihr einverstanden?« Der Kapitän sah in die Runde seiner sieben Begleiter. Als er keine Gegenstimmen hörte, griff er in das Steuerruder und änderte den Kurs des Schiffes.

Wie immer, wenn sie sich bewohnten Ufern näherten, hatte der ZENTAUER seine Dampfmaschine abgeschaltet und das große Segel gesetzt. Auch jetzt fuhr er, angetrieben nur vom frischen Nordwestwind, langsam in die breite Bucht des Duero ein.

*

»Wer mag das sein?«

»Nordmänner. So sehen Nordmänner aus. Groß mit Bärten und einige von ihnen haben rote Haare. Wie Nordmänner.«

»Müssen wir Meldung machen?«

»Natürlich.« Der Größere der beiden römischen Soldaten nickte, zog seinen Schwertgürtel fest und straffte seinen Körper: »Aber erst hören wir uns mal an, was die Nordmänner bei uns in Porticia wollen.«

»Ein seltsames Holz hat dieses Schiff. So glatt und dunkel.«

»Man sagt, die Nordmänner rieben das Holz ihrer Schiffe mit dem Fett riesiger Meerestiere ein«, antwortete der Große.

»*Wenn* es Nordmänner sind.«

»Ja, *wenn* es Nordmänner sind.«

»Ave, Soldaten!« Lechti Müller war als erster von Bord gesprungen und auf die beiden Soldaten zugegangen. Zwei Meter vor den Posten blieb er stehen.

»Ave, Reisende. Woher und Wohin?«, antwortete der größere Posten knapp.

»Aus dem Norden. Unser Ziel ist die iberische Küste des Mittelmeeres ..., äh, des Mare Internum.«

»Ihr meint das Mare Nostrum«, wies ihn der Soldat zurecht.

»Ja gut, von mir aus auch „unser Meer“ knurrte der große, im Vergleich zu den beiden Soldaten fast schon riesige Mann auf Deutsch.

»Und was wollt Ihr hier in Porticia, Nordmann?«

»Wir sind schon einige Zeit unterwegs, Soldat. Wir brauchen wieder mal festen Boden unter unseren Füßen. Und vielleicht etwas Wein und gutes Essen.«

»Könnt Ihr bezahlen oder seid ihr ...«, fragte der kleinere Soldat.

»Wir haben gute Tauschwaren, können gültige Passierscheine vorweisen ...«, unterbrach sie die dröhnende Stimme des Kapitäns des ZENTAUER von der Reling her, »und wir sind harmlose Reisende!«

»Ihr könnt an Land«, entschied der größere der beiden Soldaten nach kurzem Zögern und trat zur Seite. Sein Kollege folgte ihm.

»Könnt Ihr uns eine gute Bodega und einen Platz zum Schlafen empfehlen, Soldat?« fragte der Dicke Fitti als er die beiden Römer erreicht hatte. »Ich bin etwas ausgehungert ...«

»So seht Ihr aber nicht aus, Nordmann. Aber geht zu San Pedro, das große braune Haus dort hinten. Da gibt es Essen und auch einen Platz zum Schlafen.«

»Danke«, murmelte der Dicke Fitti, schulterte seinen Rucksack und winkte den anderen zu, ihm zu folgen.

San Pedro entpuppte sich als beleibter Südeuropäer, der mit seinen knapp 1,60 Meter gerade mal die Schulterhöhe des dicken Fitti erreichte. Er grinste freundlich, als die vermeintlichen Nordmänner sich an eine der beiden Tische setzten und fragte in schlechtem Latein: »Vino? Cervesa? Etwas zu essen? Könnt Ihr zahlen?«

»Wein für die Frauen und Bier für uns. Und etwas von der Gemüsesuppe, die dahinten brodelte«, antwortete der Kapitän, der sich schon beim Hereinkommen umgesehen hatte. »Und für das alles bekommst Du von uns diese Eisenpfanne hier.« Er hielt dem Herbergswirt die Pfanne hin. »«Made in Germany«, wenn Dir das etwas sagt.«

»Hä?« Der Wirt nahm die schwere Pfanne und betrachtete sie interessiert. Dann nickte er und nahm die Pfanne mir nach hinten.

Kurze Zeit später erschien er mit zwei Krügen in den Händen und goss die Becher voll, die auf dem Tisch standen.

Eine Schüssel Gemüsesuppe und einen weiteren Becher Bier später machte sich ein zufriedenes Lächeln auf den Gesichtern der Reisenden breit.

»Soweit, so lecker«, lächelte Jenny Schreiber und schob sich eine Strähne ihres blonden Haares hinter das linke Ohr. »Und wie geht es jetzt weiter? Bleiben wir ein paar Tage hier oder fahren wir sofort weiter nach Süden? Nach Gibraltar und dann die spanische Küste wieder hoch. Was wollen wir übrigens da?«

»Wie wir es ausgemacht haben. Die römische Kultur erleben und Latein lernen«, antwortete Urs Müller.

»Aber warum gerade Spanien? Das hätten wir in Italien doch viel besser gekonnt.«

»In der spanischen Provinz fallen ein paar seltsame Fremde und ein noch seltsameres Schiff nicht auf. In Rom schon! Viel zu gefährlich.«

»Und außerdem ...«, setzt Hilmar Hansen zu einer weiteren Antwort an, als ein schrilles Dröhnen die Ruhe in der Bodega brutal zerriss ...

»Die Schiffssirene! Unser ZENTAUER schreit um Hilfe!« schrie der Kapitän und sprang auf. Auch die anderen Mitreisenden sprangen jetzt auf und stürzten nach draußen.

»Das ist der Franz, der da ruft«, schrie Lechti Müller im Laufenden. »Er hat die Wache auf dem Schiff übernommen und die Sirene ausgelöst.«

Zum Glück waren es bis zur Anlegestelle ihres Schiffes nur wenige hundert Meter und schon früh konnten sie die Gestalten im Licht des Abendrots erkennen: Soldaten mit erhobenen Kurzschwertern, die dabei waren, das Schiff zu entern! Sie wurden von dem groß gewachsene Franz Helmer erwartet, der auf dem Dach des Deckaufbaus stand. Als er seine Freunde kommen sah, griff er nach einem Gegenstand an seinem Gürtel und schleuderte ihn mitten unter die Angreifer. Er schrie: »Granate!«

Lechti begriff und rief den Anderen zu: »Schnell! Die Hände vor die Augen, Daumen auf die Ohren und wegrehen! Schnell, schnell!«

Selbst durch die geschlossenen Augen und die vorgehaltenen Hände hatte Jenny den grellen Blitz der Blendgranate noch leuchten gesehen und das schrille und Furcht erregende Kreischen gehört. Als es endlich vorbei war, öffnete sie vorsichtig die Augen und sah die Soldaten taumeln. Einige hatten die Orientierung verloren und waren ins Wasser gefallen; andere irrten über den Steg.

»SEK-Restbestände. Ausgesondertes Zeug. War billig zu kriegen«, sagte Lechti, als sich der Lärm gelegt hatte. »Blend- und Heulgranaten. Harmlos, aber wirkungsvoll!«

Er nahm dem ersten Soldaten, der auf ihn zugetaumelt war, das Schwert aus der Hand, drehte ihm die Arme auf den Rücken und fesselte seine Hände mit einem schwarzen Kunststoffband. Mit zwei anderen Gegnern verfuhr er genauso, ehe Franz Helmer heran war und ihm half, weitere Soldaten zu entwaffnen.

»Die waren plötzlich da und wollten auf's Schiff«, erklärte Franz Helmer kurz, während er die Römer mit Plastikbändern aneinander fesselte. Auch die beiden Soldaten, die ins Wasser gefallen waren und vom Dicken Fitti und Urs Müller herausgezogen worden waren, erhielten von ihm die gleiche Behandlung.

Franz Helmer ging vor der Reihe der gefangenen Römer auf und ab und bellte: »Wer ist Euer Anführer?« Niemand reagierte.

»Wollt Ihr noch mehr Grausamkeiten aus dem Orcus kennen lernen, Römer?« Franz streckte sich, sodass seine ganzen 192 Zentimeter zur Geltung kamen. Das reichte.

Eine Hand kroch vorsichtig nach oben und ein leises „Ich“ erklang: »Centurio Drusus. Leiter der Wach-Kohorte von Porticia.«

»Warum habe Ihr uns angegriffen?« fragte der Kapitän. »Wir haben uns ordentlich angemeldet und über Herkunft und Ziel der Reise Auskunft gegeben. Außerdem sind wir im Besitz gültiger Passierscheine für das gesamte römische Reich! Also wieso?«

»Wieso was«, fragte der Centurio zurück.

»Wieso habt Ihr uns angegriffen?«

»Kortenus und Franta, die beiden Soldaten, die Euch bei der Ankunft befragt haben. Sie haben uns von Eurem seltsamen Schiff erzählt. Da mussten wir nachsehen.«

»Das ist ein gaaaanz normales Reiseschiff von uns Nordmännern, Centurio. Nichts Besonderes! Außer dass es gewissermaßen exterritoriales Gebiet ist; quasi ein Stück Nordland. Und da gilt: Betreten verboten, Römer!«

»Ihr seid in einer Provinz des Römischen Reiches und wir sind verpflichtet, alle Schiffe zu kontrollieren ...«, begann der Centurio, doch der Dicke Fitti griff in das Uniformhemd des Centurio und zog den Mann mühelos zu sich heran. Er knurrte: »Du hast nicht zugehört, Römer. Kein Fremder betritt ein Nordmann-Schiff! Nur wir Nordmänner, capisco.«

»Ja, ja. Ist ja gut«, sagte der Offizier leise. »Und wie geht es jetzt weiter?«

»Uns reicht´s! Wir werden Eure zweifelhafte Gastfreundschaft nicht mehr länger in Anspruch nehmen und weiterreisen. Vorher hätten wir aber gern noch ein paar Auskünfte von Euch, wenn ihr schon mal da seid.«

Der Centurio nickte resignierend: »Was wollt Ihr wissen?«

»Im Nordmannreich erzählt man sich von einer wunderschönen Stadt in Iberien. Sie soll am Ufer des Mare Internum liegen; in einer weiten Bucht«, sagte der Kapitän. »Dort soll es Märkte geben, wo wir tauschen können und Bodegas, wo wir es uns gut gehen lassen können.«

»Ihr meint bestimmt Carthago Nova. Der dortige Markt ist dem Kaiser Tiberius gewidmet und man bietet dort Dinge aus allen Provinzen des Reiches feil. Silber aus den Minen des Hinterlandes und sogar Seide aus dem fernen Indien.« antwortete der Offizier.

»*Carthago Nova*, das spätere Cartagena«, murmelte Urs Müller leise auf Deutsch. Laut sagte er: »Das dürfte die Stadt sein, die man uns geschildert hat. Und Tiberius ist noch immer Kaiser in Rom?«. Der Centurio nickte: »Schon seit achtzehn anni, Nordmann. Und seit drei anni regiert er allein; ohne seine Mutter.«

»Danke Centurio. Und gute Nacht!« Er wandte sich ab und ging auf das Schiff zu. Die anderen folgten ihm.

»Hey, was ist mit den Fesseln?«, rief einer der Soldaten hinter ihnen her.

» ... fallen von alleine ab. Vielleicht morgen früh oder nächste Woche oder vielleicht gar nicht«, lachte der dicke Fitti, löste die beiden Taue, mit denen der ZENTAUER am Steg festgemacht war, ging auf das Schiff und zog die Planke hinter sich her, die das Schiff mit dem Steg verbunden hatte. Urs und Lechti setzten das Segel und der Kapitän steuerte den Schlep-per aus der Bucht heraus.

Noch in Sichtweite der Küste, aber weit genug entfernt, um die Annäherung einer etwaigen römischen Strafaktion rechtzeitig zu bemerken, ließen sie den Treibanker des Schiffes zu Wasser und den Abend gemütlich ausklingen.

Nachdem die anderen schlafen gegangen waren, traf sich Urs noch mit seinem Bruder Lechti. »Der Centurio sprach davon, dass Tiberius schon seit 18 Jahren regiere und vor drei Jahren seine Mutter und Mitregentin, sie hieß übrigens Livia, gestorben sei. Mein kleines schlaues Buch sagt, dass wir demnach das Jahr 32 n. Chr. schreiben«, sagte Urs leise und sah seinen Bruder an. »Das heißt, wir wären rechtzeitig ...«

»Ja«, flüsterte Lechti Müller.

*

»Habt ihr noch mehr von diesen kleinen bösen Überraschungen dabei«, fragte Hanna Lechti am nächsten Morgen; der ZENTAUER hatte die Bucht von Porticia mittlerweile verlassen und Kurs Süd genommen. »Mir fiepen die Ohren noch immer.«

»Wir kennen uns mit Blend- und Heulgranaten ganz gut aus. Franz und ich waren früher beim Sondereinsatzkommando der Polizei, dem SEK. Und als SEKler wussten wir natürlich, was das Polizeipräsidium in seinen Arsenalen hat. Und mit ein klein wenig Überredungskunst ...«

»Habt Ihr noch mehr dabei? Schlimmeres?«

»Noch ein bisschen was; für Notfälle. Aber gut gesichert und fest verschlossen.«

6.

... so gut wie keine Seeschlacht

Ohne einen weiteren längeren Aufenthalt umrundete der ZENTAUER das windige Kap an der Südwest-Ecke der iberischen Halbinsel, das später einmal nach dem heiligen Vinzenz benannt werden sollte. In Lacobriga, dem heutigen Lagos, tauschten sie Fisch und Rotwein und genossen anschließend die Fahrt unter Segel entlang der malerischen Küste der Algarve.

Wenn der Wind sich hielt, hoffte der Kapitän in gut zwei Tagen die Meerenge von Gibraltar zu passieren, deren markante Felsen in der Römerzeit unter dem Namen „die Säulen des Herakles“ bekannt waren. Auf der europäischen Seite, so wusste Kapitän Hansen, gab es den Felsen beim späteren Gibraltar und auf der nordafrikanischen Seite den Berg Dschebel Musa.

»Die Meerenge ist an ihrer engsten Stelle nur 14 km breit«, erklärte der Kapitän ihnen beim Abendessen, »und der ständige Zufluss von Wasser aus dem Atlantik und der vorherrschende Westwind wird den ZENTAUER wie durch eine Düse ins Mittelmeer katapultieren. Auf die Dampfmaschine können wir getrost verzichten.«

»Und Kohle sparen«, ergänzte Knut Haberling, der gerade dabei war, einige Notizen in sein Reisetagebuch zu machen, das er aufgeschlagen auf den Knien liegen hatte. »Wie lange werden wir bis Cartagena brauchen?«

»Bei gutem Wind vielleicht noch eine Woche«, antwortete der Kapitän nach kurzem Nachdenken.

»Und dort bleiben wir dann?« hakte der junge Presse-Mann nach. Der Kapitän nickte: »Ja, so ist es geplant. Ob wir dann im Spätsommer nach Hause zurückfahren oder hier überwintern, müssen wir noch besprechen. Vielleicht sollten wir den nächsten Winter wirklich im sonnigen Spanien verbringen.«

»Aber möglichst unauffällig«, warf Knut Haberling ein. »Wir sollten aufpassen, dass wir die Vergangenheit nicht durch unsere Anwesenheit und unser Agieren verändern.«

»Die wird sowieso neu geschrieben werden müssen«, widersprach ihm der Kapitän. »Oder hast Du in der Geschichte des römischen Reiches irgendwo gelesen, dass in Germanien plötzlich eine riesige Stadt auftauchte – mit Maschinen aus dem Orcus und so?«

»Mein Eindruck war, dass die Römer uns bewusst ignorieren. Es würde mich nicht wundern, wenn sie die Existenz der Stadt in ihren Annalen schlichtweg totschiegen.«

»Apropos Stadt«, sagte Urs Müller. »Was ist, wenn die Stadt wieder in ihre eigene Zeit zurückkehrt ist, während wir weg sind? Und je länger wir weg sind, desto größer ist doch die Gefahr ...«

Sein Bruder unterbrach ihn: »Das Risiko war uns allen bewusst, Urs. Und wir wissen nicht, warum die Stadt in die Vergangenheit versetzt wurde und durch *was* oder *wen*. Sie kann heute schon wieder weg sein oder erst in 1.000 Jahren oder nie mehr ...«

»Macht Euch doch nicht die Hose, Leute«, brummelte der Kapitän. »Sie ist noch da.«

»Und wieso bist Du Dir so sicher?« fragte Urs.

»Kommt mal mit zur Brücke«, sagte der Kapitän und stand auf. Auf der Brücke zeigte er auf einen grauen Kasten. »Das Funkgerät. Brauchen wir nicht. Gibt ja keinen Funk!« Er drückte eine Taste und die Kontrollen des Gerätes leuchteten auf. Er drehte an der Frequenzeinstellung, bis ein leises Pfeifen ertönte. »Nur das da.«

»Und was ist das?« wollte Jenny wissen.

»Duisburg-Ruhrort. Die Trägerwelle des Kurzwellensenders der Hafenmeisterei. Über den Sender liefen früher die aktuellen Wasserstandsmeldungen. Piet Piontek hat den Sender angeworfen, als wir abgefahren sind. Mir zuliebe.«

»Und der reicht soo weit? Bis nach Spanien?« fragte Jenny ungläubig und sah den Kapitän an. Hilmar Hansen nickte: »Genauerer kann Dir der Fitti vertellen, Deern. Der ist Fachmann in Funksachen.«

Jennys Blick wanderte zum Dicken Fitti. Der sagte: »Kurzwellen reichen zunächst mal bis zu 100 Kilometer weit. Sie werden aber gleichzeitig von der Ionosphäre, einer hohen Schicht unserer Atmosphäre reflektiert und wieder auf die Erde zurück geworfen. Dabei ist Eintrittswinkel gleich Austrittswinkel oder wie einer meiner Dumpfbacken von Lehrling mal richtig sagte: Was schräg rauf geht, kommt auch schräg wieder runter. Deshalb kann man Kurzwellensender noch in zigtausend Kilometer Entfernung hören.«

»Und solange der Ton zu hören ist, ist unsere Heimat noch da. Und was, wenn der Ton nicht mehr da ist?«

»Dann ist unsere Heimat wieder in ihre eigene Zeit zurückgekehrt oder jemand hat den Sender abgeschaltet«, knurrte der Dicke Fitti und spielte gedankenverloren mit den Enden seines gewaltigen Schurrbartes. »Genug erklärt?«

Jenny Schreiber schien ein wenig erschrocken zu sein und nickte: »Ja, danke.«

»Dann gehe ich jetzt mal schlafen«, gähnte der Dicke Fitti und stand auf. Auch Jenny und ihre Schwester erhoben sich und verließen das Deck. Knut Haberling klappte sein Tagebuch zu und folgte ihnen.

»Lass uns noch das Segel einholen«, sagte der Kapitän zu Lehti Müller und Franz Helmer. Die beiden ehemaligen Personenschützer nickten und lösten das Haltetau des Großsegels.

»Dann mach ich mich auch nützlich und werfe mal den Treibanker aus«, sagte Urs Müller und machte sich ebenfalls an die Arbeit. »Und danach gehe ich ebenfalls schlafen. Gute Nacht.«

»Gute Nacht«, antwortet der Ostfrieze, strich sich kurz über seinen eigenen Schnurrbart und ergänzte: »Der Kapitän übernimmt freiwillig die erste Wache.«

*

Rund 20 Kilometer östlich des Standortes des ZENTAUER schob sich eine römische Bireme durch das Abendrot des Atlantiks. Das Schiff hatte seinen Hafen bei den Säulen des Herakles vor kurzem verlassen und war nun auf dem Weg Richtung Westen. Die Ruderer auf den beiden Decks mussten sich kräftig in ihre Riemen stemmen, um das Schiff gegen den Strom zu bewegen, der vom Atlantik in das Mittelmeer hineinströmte und dort das durch starke Verdunstung fehlende Wasser ausglich.

Auf dem Oberdeck der SINISTRE hatte es sich der Schiffsführer, Sinus Sinistre, gemütlich gemacht. Er beobachtete seinen Freund Plawus, der am Ausguck stand und nach Westen sah.

»Siehst Du was?«

»Ein Schiff! Aber noch sehr weit entfernt.« Plawus wies auf das Bild der untergehenden Sonne und die Silhouette des Schiffes, das sich winzig klein davor abzeichnete.

»Das könnte das Schiff sein, von dem in der Schnell-Meldung aus Porticia die Rede war«, knurrte der glatzköpfige Kapitän der SINISTRE und ließ sich von einem Sklaven einen Becher Wein bringen. Er nahm einen großen Schluck und fuhr fort: »Das Nordmänner-Schiff, das wir kontrollieren sollen.«

»Die sollen aber ziemlich gefährlich sein«, sagte Plawus mit sorgenvoller Stimme.

»Ach was! Wir halten mit unserem Katapult und unseren zwanzig kampferprobten Soldaten alle Trümpfe in der Hand«, beruhigte ihn der Schiffsführer. »Keine Angst!«

*

Am nächsten Morgen:

»Es ist noch da. Und schau Dir die seltsame Silhouette an. Ein komisches Schiff. Vielleicht doch Piraten?«

»Piraten haben keine *komischen Schiffe*, sondern kleine Boote, die sie mit 8 oder 10 Mann rudern können. Das Schiff dort ist viel größer«, antwortete der Kapitän mürrisch.

»Aber *was* ist es dann? Und schau; sie setzen Segel. Die haben uns gesehen und wollen flüchten!« rief Plawus aufgeregt.

»Wir sind schneller«, antwortete der Kapitän und gab den Ruderern den Befehl, die Fahrt zu erhöhen.

»Beruhige Dich. Ich werde das Katapult laden lassen und rufe die Soldaten an Deck«, knurrte der Schiffsführer und gab die entsprechenden Befehle.

Was die Besatzung der SINISTRE natürlich nicht wissen konnte, war, dass die Leute auf dem ZENTAUER über Technik verfügten, die erst in vielen Jahrhunderten erfunden werden sollte; insbesondere über starke Ferngläser. Und so bekamen es Kapitän Hansen und seine Mannschaft natürlich mit, dass man an Bord der SINISTRE ein Katapult hatte und man gerade dabei war, es zu laden.

»Wir kommen hier friedlich angeschippert und die Bande lädt ihre Kanone. Ich glaube es nicht«, knurrte Hilmar Hansen.

»Ist wohl eher ein Katapult, Käpt'n. Soll ich ein paar Granaten nach oben holen?« fragte Lechti Müller. »Solche von der Sorte, wie wir sie in Porticia eingesetzt haben?«

»Hol mal hoch, Lechti. Ich hab da nämlich eine Idee ...« Er öffnete die Tür der Kajüte und rief laut nach unten: »Die Dampfmaschine läuft doch, Fitti.«

»RUDI läuft, Chef. Auf Stand-By, wie immer.«

»Fahr ihn hoch, Fitti. Wir brauchen Vollgas. Und nimm die ganz fette Kohle, die wir in Nordfrankreich eingetauscht haben, damit es richtig schön qualmt.«

»10 Minuten, Chef.«

»Reicht. Danke.«

Der Kapitän wandte sich an Lechti Müller: »Hilf mir mal, das Segel wieder einzuholen. Das stört nur bei dem, was ich jetzt vorhabe.«

*

»Was ma ..., ma ..., machen die da?« fragte Plawus sichtlich irritiert. Er zeigte auf den ZENTAUER, der gerade seinen Kurs gewechselt hatte und jetzt auf die römische Bireme zuhielt. Noch war das andere Schiff weit entfernt, aber für jeden an Bord der SINISTRE war jetzt klar, dass das kein *normales* Schiff war, denn es hielt mit voller Fahrt auf sie zu und es hatte *kein Segel* aufgezogen ...

»Hört doch. Es ...schnaubt«, murmelte der ängstliche Plawus. »Und jetzt stößt es auch Rauch aus. Das ist kein Schiff. Das ist ein wütendes Wesen aus dem Orcus. Ein Da, da, Draco ...«

»Katapult klar? Lanzen wurfbereit?« fragte Sinus Sinistre mit leicht unsicherem Ton in seiner Stimme. Die Soldaten nickten.

»Beim Jupiter, ist der schnell. Der Drache kommt ..., nein, er *stürmt* auf uns zu! Riesig und schwarz. Es will uns fressen! Hiiiiilfe!« Voller Panik rannte Plawus die Stiege zu Unterdeck hinunter und versteckte sich hinter den Ruderbänken. Sinus Sinistre sah ihm nach, streckte seinen Körper und brüllte: »Feuer!« Dann verließ auch ihn der Mut. Er wandte sich ab und rannte ebenfalls unter Deck.

»Ich geb Dir gleich Feuer, Du Knalltüte!« knurrte Hilmar Hansen, der mit dem ZENTAUER schon nah genug heran war, um das Kommando des Römers verstanden zu haben. »Lechti, Franz? Seid Ihr soweit?«

»Und wie!« knurrte Lechti Müller.

»Dann gebt ihnen Feuer, wenn sie es unbedingt wollen.«

Die beiden Männer hoben ihre Spezial-Gewehre, an deren vorderen Enden Granaten aufgesteckt waren und drückten ab. Die Granaten jaulten davon und schlugen kurze Zeit später auf dem Deck der SINISTRE ein. Nur Sekunden später brach die Hölle auf dem römischen Schiff los und eine nicht enden wollende Orgie aus Blitzen, Kreischen und Donnern nahm ihren Anfang ...

*

Der grob geschliffene Stein des römischen Katapultes hatte den ZENTAUER tatsächlich getroffen; er war im Heck eingeschlagen und hatte einige Planken eingedrückt. Der Schaden war nicht schlimm, aber man würde Holz brauchen, um ihn zu beheben, wenn man nicht das Risiko eingehen wollte, sich bei schwerem Seegang Wasser ins Schiff zu holen.

Hilmar Hansen hatte sich den Schaden angesehen und sagte: »Dann wollen wir mal dem schönen Ort Gibraltar einen Besuch abstatten.«

»Gibraltar gibt es noch nicht«, widersprach Hanna Schreiber.

»Das mag sein, Deern«, knurrte der Kapitän, »aber den Felsen gibt es schon und die Höhlen auch.«

Einige Seemeilen entfernt ...

Ein blasser Kapitän sah seinen Freund und Waffengefährten an: »Wir werden anlegen und Meldung machen müssen.«

»Und uns lächerlich machen? Meinst Du, irgendwer wird uns diese Geschichte glauben, Kapitän? Ich habe mit den Soldaten gesprochen und mit den Ruderern. Alle meinen, dass es besser wäre, wenn wir die Sache mit diesem Geisterschiff einfach ..., mmh..., sagen wir mal, *vergessen* würden.«

»Und unseren ursprünglichen Auftrag weiter ausführen?« Der Kapitän überlegte. »Proviand haben wir genug gebunkert. Trinkwasser auch. Und wenn wir von unserer Suche zurück sind, fragt kein Porcinus mehr nach diesem verrückten Schiff.« Er nickte und wandte sich Plawus zu: »Und weißt Du was, alter Freund. Wenn wir dieses sagenhafte Atlantis, von dem die Griechen erzählen, wirklich finden sollten, dann bleibe ich dort. Ich bin es so leid ...«

*

Ohne weitere Zwischenfälle erreichte der ZENTAUER die Säulen des Herakles am Abend des nächsten Tages. Im Schutz der Nacht und mit Hilfe der Radaranlage des Schiffes passierte der ZENTAUER die Engstelle und nahm Kurs auf die Küste unterhalb des Felsens von Gibraltar. Zweihundert Meter von der Küste entfernt stellte Kapitän Hansen das Radar auf Nahortung, setzte sich die Nachtsichtbrille auf und schaltete den Infrarotscheinwerfer des Schiffes ein.

»Jetzt schauen wir mal, ob wir nicht eine große Höhle für unser Schiff finden. Im 21. Jahrhundert gibt es so etwas nicht mehr; die Engländer haben da eine Menge herumgesprengt. Aber jetzt und hier ...«

»Schaden kann's nicht«, murmelte der Dicke Fitti. »Wir werden ein paar Tage für die Reparatur brauchen: Holz besorgen, zusägen, einpassen und in Ruhe abdichten. Und noch was: Wenn wir hier schon das Rauch speiende Ungeheuer aus der Hölle spielen, dann könnten wir den Bug des ZENTAUER auch gleich mit einer hübschen Fratze verzieren, so wie diese AIDA-Schiffe. Farbe haben wir ja mitgenommen.«

»Die haben aber einen Kussmund, Fittilein«, lachte Hanna Schreiber und ahmte einen Kussmund nach: »Soooo einen.«

»Gebt mal Ruhe«, unterbrach sie der Kapitän. »Da vorn ist eine Einfahrt. Sieht gut aus, nur ziemlich eng. Ich muss mich konzentrieren, denn wenn wir uns bei der Einfahrt den Bug unseres Schleppers verhunzen, dann wird das nichts mit Fittis Fratzenmalerei.«

30 Minuten später:

Die Höhle, die sich hinter der gefundenen Einfahrt verbarg, war nicht nur groß genug für den ZENTAUER, es gab darin sogar einen großen Untergrundsee. Nach einer kurzen Untersuchung der Höhle ließ Kapitän Hansen den Anker fallen und fuhr die Dampfmaschine herunter. »So, Schluss für Heute. Zeit zum Schlafen. Gute Nacht, Deerns und Kerls.«

»Nacht Käpt'n.«

Der nächste Morgen:

»Nach der ganzen Aufregung um den ZENTAUER ist so ein versteckter Rückzugsort bestimmt nicht das Falscheste«, sagte Hanna Schreiber beim Frühstück am nächsten Morgen. Sie hatten ihren Tisch am Ufer des Untergrundsees aufgebaut, wo noch ein diffuses Licht von außen einfiel.

»Wo steckt eigentlich Lechti?« fragte der Dicke Fitti, der gerade seinen Kampf mit einem harten Stück Brot ausfocht.

»Der ist bestimmt Brötchen holen, Fitti«, lachte Hanna Schreiber. Fitti schluckte erst und dann fiel er in das Lachen der anderen ein. »Ne, im Ernst, Lechti ist draußen, die Lage peilen«, klärte der Kapitän die anderen Mitfahrer auf.

»Alles ruhig« sagte der Gesuchte, als er sich wenige Minuten später an die Frühstückstafel setzte. »Ein paar Segel in der Meerenge, aber nichts in der Nähe. Und Holz für die Reparatur gibt es auch, Käpt'n. Richtung Festland ist ein großes Waldstück.«

7.

Heimeligkeiten

Die langen roten Haare der 33-jährigen Hanna Schreiber wehten im sanften Abendwind, als sich Franz Helmer neben sie setzte und sie in den Arm nahm.

»Vorsicht Franz! Nicht dass uns einer sieht.«

»Die Männer sind alle unterwegs, um Holz für die Reparatur zu holen. Und Deine Schwester schläft im Schiff. Niemand kann uns sehen.«

Hanna Schreiber lehnte ihren Kopf an die Schulter des 1,92 m großen dunkelhaarigen Mannes. Sie lächelte: »Es tut gut, jemanden zu haben.«

»Ich habe Dich seit unserer Abfahrt begehrt.«

»Ich weiß. Ich habe Deine Blicke auf meinem Körper gespürt. Tagein, tagaus«, lachte sie und küsste ihn. »Es ist aber hoffentlich nicht nur Sex oder?«

»Nein«, antwortete er bedächtig. »Das von vorhin, das in meiner Kajüte, das war ... *wichtig*, aber der Wunsch, bei Dir zu sein und Deine Nähe zu spüren, ist mindestens genauso stark, wie der Wunsch ..., ups.«

»Der Wunsch nach Sex?«

»Genau.« Der große Mann grinste, wurde aber sofort wieder ernst. »Ich mache mir allerdings Sorgen wegen Jenny. Musste Deine Schwester unbedingt mitkommen?«

»Sie ist Sprachwissenschaftlerin und spricht 6 Sprachen, darunter Latein und Altgriechisch, Franz. So was können wir brauchen. Und die Sache mit Euch beiden ist schließlich ein paar Jahre her.«

»Aber ich war der Grund, warum Jenny seinerzeit nach Griechenland gegangen ist; der Grund, warum sie aus Deutschland fortgelaufen ist.«

»Was soll ich dazu sagen? Ich hatte zu der Zeit mein Auslandsjahr in Rom und nach meiner Rückkehr wart Ihr schon auseinander, Franz«, sagte Hanna leise. »Jenny hat nie mit mir über Euch gesprochen.«

»Auch nicht in den letzten Monaten, wo wir alle hier so eng auf dem Schiff zusammen sind.« Hanna Schreiber neigte den Kopf: »Sie sagt, sie habe schöne Erinnerungen an die Zeit mit Dir, aber die Sache sei vorbei und abgeschlossen! Aber ...«

»Aber *was?*« fragte Franz und küsste Hanna auf die Stirn.

»Schwestern sind fast immer Konkurrenten und wenn Jenny die Sache mit uns mitkriegt, wird sie möglicherweise anfangen, wieder um Dich ..., zu kämpfen.«

»Auch für mich ist die Sache mit Jenny abgeschlossen, Hanna; keine Sorge.«

Eine Stunde später kehrten die Männer von der Holzsuche zurück. Urs Müller und Knut Haberling zogen einen improvisierten Karren hinter sich her, auf dem verschieden große Holzstücke lagen; Lechti Müller und der Dicke Fitti hatten je einen großen Ast geschultert, während Kapitän Hansen einen Eimer mit einer schwarzen Substanz trug. Als Hanna Schreiber ihn darauf ansprach, erklärte der Kapitän, das wäre Erdpech und man könne es zum Abdichten genauso gut benutzen, wie das Bitumen, das sie beim heimischen Schiffsausrüster gekauft und mitgenommen hätten.

Auf dem Weg ins Innere der Höhle kam ihnen Jenny Schreiber entgegen. »Kommt mal mit«, sagte sie und zeigte nach hinten: »Während Ihr weg wart, habe ich unsere Höhle ein wenig erkundet. Ganz hinten gibt es Höhlenmalereien.«

»Die sind wahrscheinlich aus der Steinzeit und die soll es hier überall geben«, antwortete ihre Schwester und griff sich eine der Akkulampen. »Sie stammen entweder vom Neandertaler oder von unseren direkten Vorfahren, dem Homo Sapiens.«

»Sie sind interessant. Kommt mit, es lohnt sich«, sagte Jenny und ging vor. Die anderen folgten ihr.

Nach einer etwa halbstündigen Klettertour über Geröll und steile Abstiege erreichten sie eine große Halle, die das Ende des Höhlensystems bildete. Im Licht der mitgebrachten Lampen glitzerten die eingeschlossenen Kristalle zahlreicher Stalagmiten und Stalaktiten. Und fast die ganzen Höhlenwände waren von farbigen Zeichnungen übersät.

»Das ist phantastisch!« stammelte Knut Haberling, zückte seine kleine Digitalkamera und begann damit, die Wände systematisch abzufotografieren. »Wir sind die ersten Menschen der Neuzeit, die diese Zeichnungen sehen« keuchte er atemlos. »Und möglicherweise die einzigen, denn diese Höhle gibt es im 21. Jahrhundert nicht mehr. Wahrscheinlich bei den Bauarbeiten der Engländer im 20. Jahrhundert verschüttet.«

Der hagere Presse-mensch schien außer sich zu sein! Immer wieder zuckten die Blitze seiner Digitalkamera durch das Halbdunkel der Höhle und mit jeder Aufnahme schien sein Interesse noch zu wachsen. »Sagenhaft, diese Details. Und schaut Euch diese Kühe an. Sogar die Perspektive stimmt! Super! Das hier ist um Klassen besser als alles, was wir bis jetzt über Höhlenmalereien kennen. Und diese Landkarte hier. Oben ist Südspanien und darunter Nordafrika zu sehen. Sogar die Proportionen stimmen einigermaßen ...«

»Falls es eine Landkarte ist, dann zeigt sie aber etwas Falsches an«, widersprach Kapitän Hansen und zeigte auf einen schmalen Strich, der Europa mit Nordafrika verband. »Es gibt keine Landbrücke zwischen Nordafrika und der Iberischen Halbinsel.«

»Nicht mehr, aber es gab sie!« konterte Knut Haberling. »Es hat einst eine Landbrücke gegeben und wahrscheinlich gab es sie noch, als die Frühmenschen hier eingewandert sind.«

»Da liegst Du falsch, Knut.« Hilmar Hansen blätterte in seinem kleinen Buch, in das er vor der Abreise einige Notizen gemacht hatte. »Man hat festgestellt, dass die Landbrücke bis vor etwa 5,3 Millionen Jahren existierte. Danach hat der Atlantik das Mittelmeer geflutet. Die Höhlenmalereien sind alt, aber wahrscheinlich nur rd. 45.000 Jahre alt und deshalb ...«

» ... war die Landverbindung längst verschwunden, als die ersten Frühmenschen hier ankamen«, vollende Jenny Schreiber den Satz des Kapitäns.

»Und trotzdem haben sie sie eingezeichnet«, sagte der Presse-mensch trotzig. »Vielleicht sind diese Zeichnungen viel älter, als die geschätzten 45.000 Jahre.«

»Kann sein, Haberling«, versuchte der Kapitän einzulenken. »Aber bestimmt keine 5 Millionen Jahre. Da gab es definitiv noch keine Menschen.«

»Auch wieder wahr«, gab Knut mürrisch zurück und machte sich wieder ans Fotografieren.

»Seltsam ist es doch«, sagte Jenny Schreiber zu Kapitän Hansen, nachdem sie wieder im vorderen Teil der Höhle angekommen und auf das Schiff gegangen waren.

»Ach Deern«, murmelte der Kapitän, »wer weiß schon, was sich die Neandertaler damals bei *irgendwas* gedacht haben. Wahrscheinlich haben sie mit dem Strich zwischen Afrika und Europa nur den Weg ihrer Einwanderung dokumentieren wollen; heutzutage würden wir einen Pfeil dorthin malen.«

»Aber da ist noch was!« sagte Knut Haberling, der von draußen hereingekommen war, wo er die Akkus seines Laptops mit Hilfe der mitgenommenen Solarzellen aufgeladen hatte. Er setzte sich auf die Bank am Heck des Schiffes und klappte den Laptop auf. Er zeigte das Foto der

Höhlenzeichnung. »Hier seht ihr die Landverbindung, äh ..., *den seltsamen Strich* zwischen Nordafrika und Europa und links daneben die kleine Landmasse. Neben Marokko ...«

»Die Kanarischen Inseln«, murmelte der Dicke Fitti. »War ich schon.«

»Die liegen viel weiter südlich«, widersprach Haberling.

»Dann eben Madeira«, knurrte Fitti, »bin ich auch schon gewesen.«

»Liegt weiter westlich ...«

»Dann eben Atlantis«, murmelte der Dicke Fitti und wandte sich ab. »Mir egal. Hab zu tun. Ich tu noch ein paar Kohlen aufs Feuer. RUDI braucht Futter für die Nacht.«

»Atlantis, mmh ..., Atlantis soll der Sage nach hinter den Säulen des Herakles gelegen haben, also westlich der Straße von Gibraltar ...«, sinierte Knut Haberling. »Vielleicht sollten wir einen Abstecher dorthin machen. Neu Carthago läuft uns ja nicht weg.« Er sah den Kapitän fragend an, doch der wandte sich ab.

»Was ist?« fragte Knut, dessen journalistisches Gespür erwacht war. Irgendwas verbarg der Kapitän vor ihm. Schon bei der Holzsuche hatte Kapitän Hansen sich auffällig oft heimlich mit Lechti Müller unterhalten – regelrecht getuschelt hatten die beiden.

»Wir reden morgen, Knut«, antwortete der Kapitän, »beim Frühstück.«

»Die Sache ist die ...«, eröffnete Kapitän Hansen das Gespräch am nächsten Morgen. Er sah Knut Haberling an: »Wir hatten ja ursprünglich vor, uns in Carthago Nova, also in Cartagena, eine längere Zeit aufzuhalten. Halbes Jahr oder so. Da wollten wir Handeln treiben, ein paar Abstecher zu den Silberminen machen, die Kultur kennen lernen, u.s.w.«

»Ja, das hatten wir so beschlossen«, bestätigte Knut.

»Dabei kann es auch bleiben, nur ...«

»Nur *was*, Käpt'n?« fragte Jenny Schreiber.

»Einige von uns möchten noch einen kleinen Ausflug machen.«

»Einen Ausflug? Zu dieser geheimnisvollen Halbinsel vor Marokko oder vielleicht nach Mallorca? Ist ja nicht weit von Cartagena aus«, spekulierte der Dicke Fitti. »Aber was sollen wir da. Da ist im Moment aber noch nichts los. Nichtmal einen Ballermann haben die da.«

»Nein, nicht Marokko, nicht Mallorca und auch nicht Rom, wie einige von Euch jetzt wohl glauben. Nein, Rom wäre auch viel zu riskant. Ganz bestimmt hat sich die Meldung vom Auftauchen Duisburgs schon bis nach Rom herumgesprochen; Rom ist momentan das Zentrum der Welt. Alle Wege und Informationen führen dorthin.«

»Wenn nicht Rom, was dann?« hakte Knut Haberling nach.

Der Kapitän sah zuerst Franz Helmer und dann Lechti Müller an. Nachdem beide genickt hatten, sagte er leise: »Hilmar und Lechti würden gerne ins Heilige Land fahren. Nach Judäa ...«

Das hatte gegessen! An Frühstück mochte jetzt keiner mehr denken. Fast jeder überfiel die beiden ehemaligen Personenschützer mit Fragen, die sie anfangs geduldig beantworteten, doch irgendwann reichte es Franz Helmer. Er stand auf und sagte: »Ja, Lechti und ich hatten diese Idee schon, bevor wir zu Euch auf's Schiff gekommen sind. Nicht konkret, aber irgendwie schon im Hinterkopf. Es gab da nur ein Problem: Keiner konnte bei unserer Abfahrt genau sagen, welches Jahr wir schreiben. Die Astronomen schätzten, wir seien im Jahr 12 n.Chr. gelandet, plus/minus 30 Jahre. Andere Forscher, die sich auf Zeitangaben der Römer verlassen haben, kamen auf das Jahr 31, plus/minus 1 Jahr.

Erst in Porticia haben wir erfahren, was wir wissen wollten. Ihr erinnert Euch an den Centurio? Er sprach davon, dass Tiberius schon seit 18 Jahren regiere und vor drei Jahren seine

Mutter und Mitregentin, sie hieß übrigens Livia, gestorben sei. Aufgrund dieser Daten konnten wir errechnen, dass wir jetzt das Frühjahr des Jahres 32 n. Chr. haben. Und unser „Ausflug“ ins Heilige Land macht nur Sinn, wenn wir spätestens im Frühjahr 33 n. Chr. dort ankommen. Und das werden wir ganz sicher schaffen.«

»Frühjahr 33, die Kreuzigung ...; ich komme mit!« sagte Hanna, aber Franz schüttelte den Kopf: »Zwei Leute auf schnellen Pferden habe eine gute Chance, unerkannt nach Jerusalem zu gelangen, vielleicht auch drei. Aber nur Profis werden es schaffen, dort auch unerkannt zu bleiben. Vergesst nicht, Lehti und ich waren beim SEK und beim Personenschutz. Wir sind ein eingespieltes Team und wir wissen, wie man sich ungesehen annähert und unauffällig ein paar schnelle Fotos schießt. Oder wie der Professor der theologischen Fakultät unserer Uni sagte, als wir die Idee mit ihm diskutiert haben: Findet heraus, was im Jahr 33 n. Chr. wirklich geschah! Macht, wenn es geht, Bild- und Tonaufnahmen und bringt diese Aufnahmen mit nach Hause.«

»Also nur Lehti und Du«, sagte Hanna leise. »Oder?«

Franz Helmer zögerte mit der Antwort. Der Kapitän übernahm es, an seiner Stelle zu antworten: »Ich würde die beiden Jungs fahren. Also nur wir drei. Lehti, Franz und ich.«

»Das werden wir noch sehen«, antwortete Hanna Schreiber bestimmt und wandte sich ab.

8.

Atlantis ...

Kapitän Hansen hatte eine neuzeitliche Karte des Mittelmeerraums vor ihnen ausgebreitet. Er zog mit dem Finger eine Linie von der spanischen Stadt Cartagena bis nach Ashdod, dem israelischen Hafen in der Nähe von Jerusalem und erklärte: »Bis nach Judäa sind es ungefähr 2270 Seemeilen, also rd. 4.200 Kilometer. Da wir wegen der Herbst- und Winterstürme nicht den direkten Weg über das offene Meer nehmen können, müssen wir nahe der nordafrikanischen Küste entlang fahren. Dadurch verlängert sich unser Weg um mindestens 500 Seemeilen. Bei einer durchschnittlichen Reisegeschwindigkeit von 5 Knoten wären wir vier bis sechs Wochen unterwegs, ohne Pausen. Um rechtzeitig im Heiligen Land anzukommen, müssen wir spätestens im Oktober aufbrechen. Jetzt haben wir März und somit noch eine Menge Zeit für Carthago Nova und die Silberminen im Hinterland.«

»Aber auch genug Zeit, vorher noch einen Abstecher an die Küste von Marokko zu machen, wo diese seltsame Halbinsel eingezeichnet ist«, sagte Knut Haberling. Der Kapitän schüttelte den Kopf und zeigte auf seine Karte: »Aber da ist nichts! Schaut mal her. Hier ist Rabat und die Halbinsel müsste direkt davor liegen. Aber da ist nichts. Nichtmal eine Sandbank oder ein unterseeischer Berg.«

»Deine Karte ist aus dem Jahr 2009«, antwortete Knut. »Was ist, wenn Atlantis in 2.000 Jahren längst wieder verschwunden ist?«

»Wie soll das gehen?« fragte der Kapitän. »Irgendwas bleibt immer übrig. Das beweisen die archäologischen Ausgrabungen der Neuzeit.«

»Dann sollten wir nachsehen gehen. Du sagtest selbst, dass wir genug Zeit haben. Und Cartagena läuft uns ja nicht weg«, schlug Urs Müller vor. »Und wenn doch ...«, sagte Knut Haberling leise, aber so leise, dass ihn keiner seiner Mitreisenden verstehen konnte.

Ein paar Gläser Rotwein später hatten sich geeinigt: Zunächst würde es an die marokkanische Küste gehen und anschließend erst nach Carthago Nova, dem späteren Cartagena. Von dort aus würde man dann gemeinsam im frühen Herbst mit dem ZENTAUER aufbrechen und das Heiligen Land ansteuern. Und auch die letzte offene Frage hatte eine Antwort erhalten: Nur Lechti und Hilmar sowie die Ärztin Hanna würden nach Jerusalem fahren; alle anderen würden an Bord des Schiffes bleiben.

*

Man schrieb den 5. März, als sich der ZENTAUER langsam aus seiner Höhle bei Gibraltar schob, das Segel aufzog und sich auf den Weg an die marokkanische Küste machte, Der Kapitän hatte für die Hin- und Rückfahrt insgesamt 3 Wochen veranschlagt, wobei er für den Hinweg Richtung Atlantik RUDIS Hilfe einplante. Die Dampfmaschine sollte allerdings nur nachts zum Einsatz kommen und auch nur dann, wenn keine anderen Schiffe in der Nähe waren.

Ihr Ziel erreichten sie ohne Zwischenfälle nach sieben Tagen nahezu ereignisloser Fahrt – wenn man von der heimlichen Begeisterung einmal absieht, die die Bikinis der beiden sonnenbadenden Schwestern in männlichen Kreisen an Bord auslösten. Auch der aufkommende Frühling schien den einen oder anderen guten Gedanken auszulösen und die Stimmung an Bord steigerte sich mit jedem Tag ihrer Fahrt.

Die gute Laune verflog erst, als man die Stelle erreichte, an der man den geheimnisvollen Ort finden wollte, der auf der Zeichnung in der Höhle von Gibraltar zu sehen gewesen war, aber da war nichts! Nur eine trostlose Halbwüste, die sich von den fernen Bergen herunterstreckte und ins Meer mündete.

»Sach ich doch«, fluchte Kapitän Hansen und überprüfte seine Seekarten erneut. Dann fuhr er mit dem ZENTAUER einige Seemeilen die Küste hoch und wieder runter, machte viele Echo- lot-Messungen, ließ das Radar nicht aus den Augen ...; nichts! Hier gab es keine unterseeischen Berge und keine Vulkanschote. Hier gab es nichts und es sah so aus, als wenn hier nie etwas gewesen wäre. Eine tiefe Enttäuschung machte sich breit.

»Von mir aus können wir heute schon zurückfahren«, sagte Knut Haberling enttäuscht, dessen blasse Gesichtsfarbe mittlerweile einer leichten Bräune gewichen war. Er stand auf, musterte den wohlproportionierten Körper der blondhaarigen Jenny Schreiber, die neben ihm auf dem Bauch lag und sagte: »Ich hol mir etwas zu trinken. Willst Du auch etwas?«

»Gerne, einmal Tequilla Sunrise mit viel Grenadine«, lachte Jenny, »geschüttelt, nicht gerührt.«

»Sehr wohl, Mrs. Bond«, grinste Knut und ging an die Steuerbordwand. Er griff sich Gläser und zapfte zwei Portionen gekühltes Trinkwasser aus dem dort aufgestellten Wasserfass. Mit gespielter Entrüstung reichte er Jenny ein Glas: »Der Service an Bord dieses Kreuzfahrtschiffes lässt doch sehr zu wünschen übrig. Grenadine-Sirup ist tatsächlich aus.«

»That´s horrible, darling!« Jenny spielte das Spiel mit, drehte sich auf den Rücken und erhob sich. Sie nahm das Glas und trank einen kleinen Schluck. Dabei sah sie zufällig in Richtung der Berge. *War da nicht ...?* Sie stand auf und holte sich eines der Ferngläser. *Tatsächlich!*

»Wir bekommen Besuch!« sagte sie laut und zeigte in Richtung der Berge. »Eine Karawane. Vielleicht haben sie was zum Tauschen. Grenadine-Sirup wäre zum Beispiel nicht schlecht.«

»Keine Karawane oder nur eine sehr kleine«, sagte der Kapitän, der jetzt ebenfalls durch ein Fernglas schaute. »Ich erkenne nur acht Kamele und vier, nein fünf Personen. Eine Person

scheint auf einem Kamel festgebunden zu sein. Drei von den Kamelen sind wohl Lasttiere; sie tragen Wasserbeutel. Ich schlage vor, wie gehen an Land und reden mit ihnen.«

Der Kapitän, Urs Müller, Knut Haberling und die beiden Frauen fuhren mit dem Schlauchboot an Land, während die drei anderen Männer die Szene von Bord des Schiffes aus beobachteten. Lehti und Franz hatten vorsichtshalber ihre Gewehre bereitgelegt; nur für den Fall, dass den Freunden von den Fremden Gefahr drohen würde.

Der Mann auf dem vorderen Kamel stoppte sein Tier ungefähr zwei Meter vor Hilmar Hansen, der seine rechte Hand zum Gruß erhoben hatte. Der Reiter sagte etwas in einer fremden Sprache, worauf Hilmar auf Latein antwortete: »Ich grüße Dich ebenfalls.«

Wieder sagte der Reiter etwas, aber diesmal antwortete Jenny Schreiber in der Sprache des Reiters: »Wir grüßen Euch!«. Zu ihren eigenen Leuten gewandt, sagte sie: »Es ist eine sehr alte Form des Arabischen, aber ich glaube, ich komme damit klar.«

»Wat unsere Deern nicht alles kann«, murmelte der Kapitän und trat einen Schritt zurück. Für alle war das ein sichtbares Zeichen, dass nicht er, sondern Jenny das Gespräch führen sollte.

»Was sucht Ihr in dieser trostlosen Gegend, Reiter?«

»Wir suchen den Ort der Heilung«, antwortete der Mann. »Einer alten Legende zufolge gab es hier früher einen Ort, wo man Kranke gesund machte. Mein Sohn ist krank. Er ..., schießt sich die Seele aus dem Leib und wird bald sterben. Dieser Ort war meine letzte Hoffnung, aber leider scheint es den Ort der Heilung nicht mehr zu geben.«

»Darf ich mir Deinen Sohn einmal ansehen?« fragte Hanna mit Blick auf den Mann, der auf dem Rücken des zweiten Kamels gebunden war und leise vor sich hin jammerte. »Ich bin Ärztin. Vielleicht kann ich helfen.«

Jenny übersetzte die Worte ihrer Schwester und der Reiter nickte stumm. Hanna trat an das Kamel des Kranken. Sie untersuchte den etwa 18 Jahre alten Mann oberflächlich und kehrte dann zu dem ersten Reiter zurück. Wieder übersetzte Jenny: »Auch wir waren auf der Suche nach diesem Ort der Legenden, aber meine Schwester sagt, es benötige keine Legende, um Deinen Sohn wieder gesund zu machen. Wir kennen diese Krankheit. Sie kommt vom verschmutzten Wasser und wir nennen sie „Ruhr“. Gib Deinem Sohn viel frisches Wasser und außerdem das hier.« Hanna reichte ihm eine Tüte mit einem weißen Pulver. Wieder übersetzte Jenny: »Löse dieses Pulver in frischem Wasser auf oder in Wasser, das Ihr vorher abgekocht habt und lass Deinem Sohn davon trinken. In einigen Tagen wird er wieder ganz gesund sein. Und noch ein Tipp: Trink in Zukunft nur noch frisches oder abgekochtes Wasser, dann wird Euch diese schlimme Krankheit dauerhaft verschonen.«

»Ich danke Euch, Frauen«, sagte der Mann und wollte sein Kamel gerade wenden, als Jenny ihm in den Zügel griff: »Wie gesagt, auch wir waren auf der Suche nach diesem Ort der Legenden, haben unsere Hinweise jedoch in einem Land im Norden gefunden. Ihr aber kommt aus dem Süden: Woher wusstet ihr von der Legende?«

»Es gibt das hier, überall im Land.« Er zog eine Papyrusrolle aus der Satteltasche und reichte sie ihr. Jenny rollte den Papyrus auf und zog überrascht die Luft ein, als sie begriff, was sie da in der Hand hielt. Die Karte war ein wertvolles Kunstwerk und ein Wegweiser zugleich. Sie zeigte in der rechten Hälfte verschiedene Routen durch das Land und links, am Meer, die detaillierte Zeichnung einer recht modern wirkenden Stadt ...

»Du kannst die Karte behalten, Frau. Ich benötige sie nicht mehr. Und wenn mein Sohn wirklich gesund wird, dann ist sie nur ein sehr bescheidenes Zeichen meines großen Dankes an Dich, Fremde! As-salaam aleikum.«

»Salaam alaikum«, antwortete Jenny nach kurzem Zögern und hob zum Abschied noch einmal die Hand. Auch Kapitän Hansen, Urs Müller und Hanna Schreiber erhoben ihre Hände zum Zeichen des Abschieds.

*

»Das hier ...«, begann Knut Haberling, nachdem sie sich alle am Abend des Tages am großen Tisch auf Deck getroffen hatten und die ausgebreitete Karte betrachteten, »das hier ist nach meiner kurzen Untersuchung überhaupt kein Papyrus, sondern das ist echtes Papier. Papier, das erst in etwa 100 Jahren in China erfunden werden wird oder in etwa 700 Jahren im arabischen Raum. In Europa wird Papier erst im 12. Jahrhundert bekannt. Aber die Sache wird noch viel sensationeller! Die Zeichnung auf diesem Papier zeigt eine Insel, die über eine Brücke mit dem Festland verbunden ist. Auf dieser Insel liegt eine Stadt. und diese Stadt entspricht in wesentlichen Teilen der Erwähnung und Beschreibung des griechischen Philosophen Platon. Diese Stadt hier«, Knut zeigte auf die Zeichnung, »dürfte Atlantis sein ...«

Atlantis ...; der legendäre Traum des griechischen Philosophen Platon. Ein Zentrum der Macht, aber auch der Kultur und Medizin. Seiner Zeit ungeheuer weit voraus ...

Es dauerte eine Weile bis sich dieser Gedanke bei allen Reisenden gesetzt hatte, aber dann kochte die Diskussion hoch; eine Spekulation jagte die Nächste und erst als Kapitän Hansen eingriff, wurde es wieder ruhiger: »Moment mal, Freunde. Diese Stadt hat am Meer gelegen - halb ins Wasser hinein gebaut und sie soll, will man der Zeichnung glauben, auf einem mächtigen Felsen gestanden haben. Und das führt mich nun zu meiner Frage: Städte können abbrennen, von Erdbeben zerstört werden oder zerfallen - Felsen jedoch nicht. Meine Frage lautet also: Wo ist der Felsen geblieben? Wir sind die ganze Küste auf und ab gefahren, haben Echolotmessungen gemacht und nichts gefunden. Keinen Felsen und keine Trümmer.«

»Vielleicht sind wir hier falsch ...«, begann Knut Haberling, doch der Kapitän unterbrach ihn sofort: »Definitiv nicht! Ich habe die Stelle der Höhlenzeichnung auf meine Seekarte übertragen. Auch die Küstenlinie auf der neuen Zeichnung zeigt, dass wir hier an der richtigen Stelle sind. Aber hier ist kein Felsen und hier ist auch nie ein Felsen gewesen ...«

»Und trotzdem kann die Geschichte stimmen«, fuhr Knut Haberling dazwischen. »Wir kennen doch selbst eine Stadt, die aus irgendwelchen Gründen in die Vergangenheit verschlagen wurde. Duisburg befindet sich heute, also im Jahr des Herrn 32, mitten in dem Germanien der Römerzeit und wenn jemand im Jahre 2012 die Ruhrmündung besucht, was meint Ihr, wird er dort finden? Reste unserer Stadt bestimmt nicht, denn alles was wir kennen, ist mit uns in die Vergangenheit gereist: Die Menschen, die Gebäude, die unterirdischen Anlagen, die Erde, alles! Und das führt mich jetzt zu folgender Hypothese:

Vielleicht ist seinerzeit eine Stadt - nehmen wir mal an aus dem späten Mittelalter - ebenfalls in die Vergangenheit verschlagen worden und ist dort zum Ort der Heilung geworden und zum Zentrum von Macht, Bildung und Wissenschaft. Kurzum zur Legende *Atlantis*. Eine Stadt, in der alles viel weiter entwickelt war, als zur Zeit Platons. Vergleichbar mit uns, die wir ja auch mitsamt unserer hoch entwickelten Technik in dem Germanien der Antike gelandet sind.

Und wenn das so sein sollte, dann gibt mir das hier ...«, der Presseemann machte eine ausladende Geste, die das Meer und die marokkanische Küste mit einbezog, »dann gibt mir das Beispiel Atlantis die Hoffnung, dass unsere Heimat auch wieder in ihre eigene Zeit zurückkehren wird. Irgendwann ...«

9.

Die wilde Horde

Die Rückfahrt nach Gibraltar dauerte nur 5 Tage und verlief durchgehend ruhig und entspannt. Der Dampfmaschine RUDI gönnte man eine Pause, denn Wind und Strömung reichten völlig aus, den ZENTAUER mit ausreichender Geschwindigkeit in das Mittelmeer hinein fahren zu lassen.

Außer dem Kapitän am Steuer hatten alle Mitglieder der Besatzung Freizeit. Nur der Dicke Fitti hatte es sich mit RUDIS Einzelteilen am Bug des Schiffes gemütlich gemacht. Er säuberte die Teile und fettete sie ein, ehe sie wieder an ihren angestammten Platz in der Maschine zurückkehrten. Weil Fitti dabei das eine oder andere Liedchen summete, schien ihn die Arbeit an der Dampfmaschine mindestens genauso viel Spaß zu machen, wie den anderen das entspannte Liegen in ihren Liegestühlen.

Als ein leises „Ping“ ertönte, stemmte sich Urs Müller aus seinem Stuhl und ging zu dem Kapitän auf die Brücke: »Deine Wache ist zu Ende, Hilmar. Ich bin d´ran.«

Der Kapitän nickte und trat zur Seite, damit Urs ans Steuerrad konnte. Der ehemalige Rettungssanitäter übernahm das Steuer und sah auf den Kompass. »Weiter Kurs 80 Grad Ost?«

»Ja. Heute Abend gegen 19 Uhr drehen wir auf 45 Grad«, antwortete der Kapitän, »dann müsste auch der Felsen von Gibraltar an Backbord auftauchen.«

»Apropos Gibraltar. Was wäre, wenn wir das Schiff in der Höhle von Gibraltar zurücklassen und uns zu Fuß auf den Weg nach Cartagena machen würden, Hilmar?« schlug Urs Müller dem Kapitän, der inzwischen auch sein Freund geworden war, vor.

»Ich bin nicht so gut zu Fuß, Urs und meine alten Knochen taugen nicht mehr für 500 Kilometer über unbefestigte Straßen und Feldwege.

»Meine Knochen sind noch ein paar Jährchen älter als Deine, mein Freund«, antwortete Urs Müller lachend, »aber sind das wirklich 500 Kilometer von Gibraltar nach Cartagena?«

»Eher noch mehr«, antwortete der Kapitän, »aber Deine Idee, den Kahn zu verstecken, hat was. Wir fallen nicht so auf, wenn wir in Cartagena ankommen. Und es soll tatsächlich einige Höhlen an der Küste geben, hat mir ein Segelfreund mal vertellt - irgendwo südlich von Cartagena. Lass uns das heute Abend mal mit den anderen bequatschen. Ich hau mich jetzt auch mal in so einen Urlauber-Klappgrill. Gute Verrichtung, Urs.«

»Danke, äh, ..., *Urlauber-Klappgrill?*«

»Liegestuhl, Urs. Stuhl zum auseinanderklappen und in der Sonne grillen.«

Die Idee, den ZENTAUER möglichst in einer Höhle in der Nähe von Cartagena zu „parken“, fand die einhellige Zustimmung aller Reisenden.

*

Vier Tage später, kurz nach Mitternacht:

Die Schwärze der Nacht und die Stille der Fahrt unter Segel schützte den ZENTAUER vor einer zufälligen Entdeckung von Land aus.

Der Kapitän steuerte das Schiff vorsichtig näher an die Küste heran, die an dieser Stelle stark zerklüftet war. Urs Müller hatte das Echolot im Blick und gab die Messwerte leise an den Kapitän weiter: »8 Meter, gleich bleibend.«

Schon am Abend des vergangenen Tages hatten sie die Höhle ausgemacht; wegen der nahen Siedlung hatten sie jedoch darauf verzichtet, näher heranzufahren. Erst als die Lichter der Siedlung erloschen waren, hatten sie den ZENTAUER auf Kurs gebracht und das Schiff mit Hilfe des Nahortungs-Radars, der Infrarotscheinwerfer und der Nachtsichtbrille des Kapitäns bis vor den Eingang des Höhlensystems geführt.

Etwa 20 Meter vor der Höhle gab es einen kleinen Felsvorsprung, an dem sich die Brandung brach. Kurz dahinter, im ruhigen Wasser, hatte das Schiff vorläufig gestoppt. Hilmar und Lehti holten das Segel ein und wechselten in das Schlauchboot, um die Höhle zu erkunden.

Eine halbe Stunde später waren sie zurück. Lehtis Kopf erschien über der seitlichen Bordwand und er sagte leise: »Breit genug ist es und hinter einer Kurve geht es ein paar Hundert Meter in den Berg hinein. Ein ideales Versteck! Bis hinter die Biegung dürfte der Kahn genug Wasser unter dem Kiel haben, wenn wir unserem provisorischen Lot glauben dürfen. Da vorne rechts ist übrigens so ein Absatz zum Anlegen mit einem Weg rüber zum Strand. Da können wir die Sachen ausladen, die wir in Cartagena brauchen. Weiter hinten in der Höhle geht das nicht mehr. Nur Felswände rechts und links. Wir müssen wohl mit dem Schlauchboot wieder raus, wenn wir den Kahn da drin haben.«

»OK«, nickte der Kapitän, »dann klettere mal auf diesen Absatz. Ich schmeiß Dir ein Tau rüber. Zieh den Kahn langsam heran, bis ich „Stopp“ sage.«

Zehn Minuten später hatte der ZENTAUER angelegt und die Reisenden hatten begonnen, Waren und Proviant für ihren Aufenthalt im nahen Cartagena auszuladen.

Nach zweieinhalb Stunden waren sie damit fertig und der Kapitän bugsierte den ZENTAUER, gezogen von den kräftigen beiden kräftigen Männern im Schlauchboot, rückwärts in sein vorläufiges Versteck.

Noch bevor die Sonne aufging, waren Hilmar, Lehti und Franz zurück. Die Männer ließen die Luft aus den Kammern des Schlauchboots und versteckten die leere Hülle des Schlauchbootes, die Ruder und den Blasebalg in einer Nische hinter einem Haufen großer Steine. Dann nahmen sie ihr Gepäck und folgten ihren Freunden, die bereits am nahen Strand auf sie warteten.

*

Carthago Nova, Anfang Mai

Der Frühling des Jahres 32 war außergewöhnlich warm und die Tagestemperaturen erreichten mühelos 25 Grad Celsius. Käpt'n Hansen und seine Freunde waren jetzt gut 4 Wochen in Cartagena bzw. Carthago Nova, wie die Stadt in diesen Tagen hieß und man hatte sich ganz gut eingerichtet. Lehti und Franz arbeiteten als Ausbilder in einer der angesagten Gladiatorenschule der Stadt und Hanna betrieb zusammen mit Urs Müller und ihrer Schwester eine Schule für Heiler. Knut Haberling arbeitete bei der örtlichen Kommandantur der römischen Legi-

on; in welcher Funktion wusste keiner so recht, Knut meinte *irgendwas zwischen* „*Öffentlichkeitsarbeit*“ und „*Pressesprecher*“. Der Dicke Fitti hatte zusammen mit dem Kapitän die Firma *Schrauberus GmbH* gegründet, eine Firma für spezielle Sofortreparaturen.

Untergekommen waren sie alle in einem gemieteten Landhaus am Rand von Carthago Nova. Das Haus war im Atrium-Stil gebaut und hatte genug Zimmer für alle. Der schattige Innenhof lud zum abendlichen Beisammensein ein und die große Wiese neben dem Haus war für alle möglichen Aktivitäten ideal geeignet. Und eine ganz besondere Aktivität hatte Urs Müller im Sinn ...

»Kann mir die Firma Schrauberus gehobelte Vierkanthölzer liefern; ca. 15x15cm oder 18x18 cm?« fragte Urs die beiden Firmeninhaber beim Abendessen.

»Kann sie«, sagte der Dicke Fitti und biss ein Stück Fleisch vom frisch gegrillten Braten ab.
»Wie lang?«

»In Stücken; insgesamt etwa 26 Meter.«

»Das ist ne Menge Holz«, antwortete Fitti. »Dürfte machbar sein. Und was will'ste damit?«

»Was bauen. Nächste Frage: Was ist mit Fischernetzen? Könnte Ihr die auch besorgen?«

»Sicher«, murmelte Fitti. »Wir haben da so einen Partnerbetrieb. Fast nur Frauen. Die machen gute Netze. Aber watt will'ste mit den Netzen und den Vierkantpfosten ..., Moment, den Vierkantpfosten«, Fitti begriff mit einem Mal und grinste Urs an. »Im Ernst?«

Urs Müller nickte: »Erzähl erst einmal nix. Heute Abend bekomme ich das Okay von unserem Vermieter, der ja auch im Stadtrat sitzt. Wegen der Wiese.«

Servus, der Diener des edlen Gravius, Decurion von Carthago Nova, kam kurz nach Sonnenuntergang und überreichte Urs ein Dokument. Urs öffnete die Papyrusrolle, überflog den Text und grinste. Er verabschiedete den Diener mit den Worten: »Richte Deinem Herrn, den edlen Gravius, bitte aus: Die Römer werden es ihm einst danken. Da bin ich ganz sicher!«

Dann wandte er sich seinen Freunden zu, die schon neugierig darauf gewartet hatten, was der Besuch von Servus zu bedeuten gehabt hatte: »Nicht dass ich mit meiner Arbeit bei Hanna und Jenny unzufrieden wäre, im Gegenteil. Rettungssanitäter bin ich mein Leben lang gewesen und es hat mir großen Spaß gemacht, mein Wissen an die jungen Menschen hier weiterzugeben, aber Hanna ist als Ärztin dafür viel besser geeignet, als ich.

Was Ihr aber nicht wisst, ist, dass ich nicht nur Rettungssanitäter gewesen bin, sondern auch als Fußballtrainer in der Schweiz gearbeitet habe. Nur Amateurmansschaften, aber immerhin höchste Amateurklasse.

Und das ist mein Plan: Ich baue nebenan auf der großen Wiese einen Fußballplatz und zeige der Jugend, wie man den *berühmten Nordmänner-Sport* spielt! Es müsste doch mit dem Teufel zugehen, wenn das fußballerische Talent nicht jetzt schon tief in unseren spanischen Freunden schlummern würde und von mir nur herausgelockt werden muss.«

»Oder das italienische Talent bei den Legionären«, grinste sein Bruder Lechti.

»Und ich mach die Werbung dafür«, sagte Knut Haberling.

»Und wir flicken sie dann wieder zusammen«, spottete Jenny Schreiber und schob noch ein gegrinstes »Männer ...« hinterher.

*

Mitte Juni 32 hatten sie die ersten vier Mannschaften im regelmäßigen Training: Die „Italiener“, eine Mannschaft mit Legionären aus Rom und Umgebung, die „Gallier“, ebenfalls Legionäre, aber geboren in Aremorica und Belgae sowie die beiden zivilen Mannschaften, die

„Freien“ mit zugezogenen Bürgern aus Carthago Nova und die eingeborenen Iberer, die „Wilde Horde von Cartagena“. Urs Müller trainierte die freien Mannschaften, sein Bruder Lechti hatte die Ausbildung der beiden Legionärsmannschaften übernommen.

Training war dreimal in der Woche. Die Legionäre trainierten am Morgen und die bürgerlichen Mannschaften am frühen Nachmittag. Bei allen Teams lief das Training fast immer gleich ab: Nach dem Warmlaufen traf man sich vor dem Tor und ein wildes Geballere begann. Jeder Spieler versuchte den Ball, eine mit trockenem Gras gefüllte Schweinsblase zu ergattern und mit hoher Geschwindigkeit ins Tor zu befördern. Die Torhüter versuchten, das zu verhindern, indem sie den Ball mit immer spektakuläreren Paraden aus den Ecken des über 7 Meter breiten Tores fischten. Das sprach sich herum. Die schönen Schüsse und die noch tollereren Paraden waren bald der Hauptanziehungspunkt für die Bürger von Carthago Nova, von denen immer mehr beim Training zusehen kamen. Manche meldeten sich sogar an, um das Fußballspielen zu erlernen.

Und wenn Hanna mit Franz abends spazieren ging oder wenn der Dicke Fitti von einem seiner Reparatursätze zurückkehrte, dann sahen sie oft Kinder und Jugendliche in den Gassen von Carthago Nova Fußball spielen.

Urs und Lechti brauchten nicht lange, bis sie den Spielern die Grundzüge des Spiels, die Schusstechnik und einige Tricks beigebracht hatten. Was die Legionäre an Fitness mitbrachten, ersetzen die beiden anderen Mannschaften durch Spaß und besonderen Spielwitz.

Dies zeigte sich besonders an den Wochenenden, wenn die Mannschaften gegeneinander antraten. Anfangs gewannen die austrainierten Legionäre fast jedes Spiel, aber Mitte August gab es das erste wirklich spannende Spiel; ein Spiel der Wilden Horde von Cartagena gegen die Legionäre aus Rom ...

Spielbericht unseres Reporters Knut Haberling (Auszug):

Sicherlich mehr als tausend Zuschauer drängen sich heute Abend am Rand des Spielfeldes und eine fast atemlose Spannung liegt wie Blei über der großen Wiese, deren Gras schon seit Stunden von Kleinkriminellen und straffällig gewordenen Legionären mit ihren Nagelscheren auf Golfplatzniveau gestutzt wird.

Und da kommen sie schon, durch das Spalier ihrer Fans herein gelaufen: Auf der rechten Seite die Schwarzen Teufel aus Rom und links die in gelben Trikots und roten Hosen gekleideten Mitglieder der Wilden Horde. Hinter den Spielern, ebenfalls mit Beifall begrüßt, kommen jetzt die beiden Trainer: Lechti Müller, wie immer ganz in Schwarz und sein Bruder Urs mit dem rot-gelb gestreiften Halstuch der Wilden Horde.

Jetzt betritt der Schiedsrichter das Feld, unser Freund Franz Helmer. Er begrüßt die Spielführer der beiden Mannschaften und dann pfeift er das Spiel an. Die Wilde Horde hat Anstoß.

8. Minute: Die Zeit des vorsichtigen Abtastens beider Mannschaften ist vorbei. Der Rechtsaußen der Schwarzen, da Sicca, stürmt los, überrennt mühelos zwei Mittelfeldakteure der Wilden Horde, ist jetzt nur noch 20 Meter vom gegnerischen Tor entfernt - will schießen ..., doch wo ist der Ball? Den hat da Sicca anscheinend bei seinem Sturmlauf vergessen! Oh, wie peinlich! Die Zuschauer lachen und am Mittelkreis zeigt Mario Basta von der Mannschaft der Wilden Horde provozierend auf den Ball unter seinem Fuß.

10. Minute: Ecke für die Schwarzen. Vittorio da Sicca tritt die Ecke von rechts, der Ball verhungert fast auf halbem Weg – an der Schusstechnik muss der Trainer aber noch d´ran arbeiten - Pastorio schnappt ihn sich an der Strafraumgrenze, läuft noch ein paar Meter, fällt ..., kein Foul; Pastorio ist über seine eigenen Beine gestolpert. Was für ein Drama. Der Ball kullert ins Aus. Abstoß.

24. Minute: Erster Angriff der Wilden Horde. Nebeneinander und in einer Reihe stürmen die fünf Angreifer der Wilden Horde auf den gegnerischen Torwart zu. Mario Basta hat den Ball, passt ihn quer zum mitlaufenden Alfonso Spaniero, Spaniero schießt ...; vorbei!

41. Minute: Es gibt Freistoß für die Schwarzen, weil La Luca, der eisenharte Verteidiger der Horde, seinen Gegenspieler mit einer unschönen Attacke von den Beinen geholt hat. Pastorio führt den Freistoß aus, er läuft an, schießt, doch der Ball bleibt in der Mauer hängen. La Luca will den Ball weg schlagen, tritt aber über den Ball, oh Mann ..., jetzt Getümmel im Strafraum, da Sicca kommt irgendwie an die Kugel, er schießt ..., Tor! 1:0 für die Legionäre!

Halbzeit.

51. Minute: Wieder stürmen die fünf Angreifer der Wilden Horde in einer Reihe auf den gegnerischen Strafraum zu - oh Mann, was für eine antiquierte Taktik ihres ebenso antiquierten weißhaarigen Trainers - egal, Mario Basta hat den Ball, gibt ihn quer zu Adolfo Barca, der umspielt einen Verteidiger der Legionäre, dringt in den Strafraum ein, umspielt Centurion, den Torwart, schießt ..., der Ball kullert auf das Tor zu, Centurion springt hinterher, bekommt den Ball aber erst hinter der Linie zu fassen. Tor! Ausgleich. 1:1.

80. Minute: Beide Trainer sind jetzt aufgesprungen und stehen an der Linie. Das Spiel steht auf des Messers Schneide und die Trainer spüren, dass ihre Mannschaften dabei sind, das Unentschieden zu riskieren. Sie schreien ins Spielfeld hinein, schimpfen und rudern mit den Armen, doch nichts scheint zu helfen. Völlig disziplinos schlagen die Legionäre den Ball weit in die gegnerische Hälfte und rennen hinterher. Die Verteidiger der Horde knüppeln den Ball sofort in die Hälfte der Legionäre zurück - in der Hoffnung, dass einer der 5 Stürmer die Kugel bekommt.

88. Minute: Die Spannung ist fast unerträglich geworden! Die beiden Trainer schauen sich nicht mehr an. Jeder lebt jetzt nur noch für seine Mannschaft - die Familienbande der beiden Brüder scheint vorübergehend zerrissen.

La Luca, der Verteidiger der Wilden Horde hält es nicht mehr in der eigenen Hälfte, er holt sich den Ball, rennt durchs Mittelfeld, kommt in die Nähe des Strafraums, wo sich die Verteidigung der Legionäre aufgebaut hat. Lollo La Luca will Bruno La Baddia umspielen, der holt aus, La Luca springt hoch, um der gefürchteten Beinsichel von La Baddia zu entgehen, stolpert in den Strafraum, der Torwart stürmt aus seinem Tor, wirft sich La Luca entgegen, La Luca fällt ..., der Schiedsrichter pfeift ..., Elfmeter! Wer wird schießen?

Oh Gott! Was passiert jetzt? Das kann doch nicht wahr sein ..., der Trainer wechselt sich selber ein! Urs Müller läuft quer über den Platz, schnappt sich den Ball und legt ihn auf den Elfmeterpunkt. Er will anlaufen, doch Schiri Franz Helmer deutet an den Seitenrand. Auch

die Legionäre wollen wechseln. Torwart Centurion geht vom Platz und Lechti Müller, der Trainer der Legionäre, kommt!

90. Minute: Die beiden Brüder stehen sich unversöhnlich gegenüber. »Den kriegst Du niemals rein, alter Mann«, knurrt Lechti Müller seinen grauhaarigen Bruder an, der den Elfmeter schießen will. »Wart's ab«, schimpft Urs zurück, während Lechti ins Tor geht und sich mit ausgebreiteten Armen auf die Linie stellt.

Die Zuschauer sind ganz still und die Spannung steigt ins Unerträgliche. Urs Müller läuft an, schießt den Ball flach in die rechte untere Ecke, Lechti Müller ist dran, kann den Ball aber nur abklatschen, Urs Müller setzt nach, schießt den Ball halbhoch, Lechti streckt sich, kommt mit den Fingern noch an den Ball, aber der Nachschuss war zu scharf geschossen und der Ball flieg ins Tor. 2:1 für die Wilde Horde.

91. Minute: Schiedsrichter Franz Helmer lässt den Anstoß noch ausführen, pfeift aber kurz danach ab. Die Wilde Horde hat zum ersten Mal gegen die Legionäre gewonnen!

Die Siegesfeier dauerte die ganze Nacht durch. Nicht nur die Spieler und Trainer beider Mannschaften nahmen teil, sondern auch die meisten Zuschauer, darunter auch die Kommandeure der Legion. Und weil das so war, konnte niemand die Legionäre zusammenstauchte, als diese am nächsten morgen viel zu spät in ihre Kaserne kamen.

Mit dem historischen 2:1 über die Legionäre aus Rom begann der Siegeszug der „Wilden Horde von Carthago Nova“, der die Mannschaft bis ins spätere Endspiel nach Rom bringen sollte.

*

2 Jahre später, im Kolosseum von Rom:

Eine erste große Regeländerung gab es 2 Jahre später, als das an Gladiatorenkämpfe gewöhnte Publikum nicht mehr in Massen in die Arenen strömte, weil für ihren Geschmack beim Fußball einfach zu wenig Blut floss.

Abhilfe erhoffte man sich davon, dass man es den Spielern gestattete, einen Dolch oder ein Kurzschwert beim Spiel mitzuführen und die Torhüter schwere Keulen erhielten. Dies führte schon beim ersten Endspiel der Reichsliga dazu, dass die Partie zwischen ASi Rom und der wilden Horde von Carthago Nova nicht zu Ende gespielt werden konnte, weil sowohl der Schiedsrichter als auch beide Linienrichter ihren schweren Verletzungen noch vor der Halbzeitpause erlegen waren. Zahlreiche Spieler litten darüber hinaus an Stichwunden oder schleppten sich mit Knochenbrüchen über den Platz. Zu bürgerkriegsähnlichen Tumulten und zu schweren Schäden am Kolosseum kam es, als dieses Spiel auf Drängen des anwesenden Kaisers Tiberius mit 7:0 für Rom gewertet wurde.

Eine weitere Regeländerung gab es im Jahr 41. Statt der gut ausgebildeten jungen Legionäre durften ab der Spielzeit 42/43 nur noch Sklaven eingesetzt werden. Richtige Spielfreude kam danach nicht mehr auf, weil die Mannschaft der Verlierer nach dem Spiel oft genug den Löwen vorgeworfen wurde.

Wegen der enormen Verluste an Mensch und Material wurde Fußball im Römischen Reich 35 Jahre nach seiner erfolgreichen Einführung endgültig verboten, obwohl der amtierende Kaiser Nero ein begnadeter Abwehrspieler gewesen sein soll, der stets zur Stelle war, wenn es mal brannte ...

10.

Der Fall Obelix und andere Voyeure

Während Kapitän Hansen und seine Freunde Vorbereitungen treffen, Cartagena zu verlassen und sich auf den Weg ins Heilige Land zu machen, wenden wir uns zwei Leuten zu, die im Duisburger Norden auf dem linksrheinischen Pylon der Autobahnbrücke über den Rhein als Beobachter Dienst tun:

Vor wenigen Minuten war die Sonne aufgegangen und hatte das breite Band der 6-spurigen Autobahn in ein warmes, rotgoldenes Licht getaucht. Die Autobahn 42, die an dieser Stelle über den Rhein führte, verband die Industrieregion im Duisburger Norden mit dem linksrheinischen Wohn- und Naherholungsgebiet in Baerl.

Die beiden Beobachter in der Spitze des 67 Meter hohen westlichen Pylons der Beeckerwerther Rheinbrücke im Duisburger Norden wischten sich die Müdigkeit der Nachtschicht aus den Augen und starrten sprachlos auf das, was den beiden Beobachtern jetzt auf der nördlichen Fahrbahn entgegenkam ...

Erich Vonnickel legte sein Fernglas zu Seite und sah seinen Freund Manfred Stücklen an: »Dat glaub'ste jetzt nicht, Manni. Kuck Dir dat mal an. Da hinten kommt ein Haufen Römer anmarschiert. Vorneweg drei Reiter und dahinter jede Menge Fußvolk. Wat die bloß wollen.« »Lass mal sehen«, antwortete Manfred Stücklen und nahm das Fernglas seines Freundes. »Tatsächlich. Hunderte von denen, vielleicht sogar Tausend oder mehr ...« »Ich geb sicherheitshalber mal Alarm«, sagte Erich Vonnickel, griff zum Funkgerät und wählte die Alarmfrequenz: »Hier Posten Nordwest II, Beeckerwerther Rheinbrücke, Erich Vonnickel spricht. Wir haben eine Beobachtung: Auf der A42 marschiert ein Haufen Römer auf die Stadt zu. Sind gleich in Höhe der Ausfahrt Baerl. Wir schätzen, dass es mehr als tausend Mann sind. So wie es aussieht, sind die bewaffnet. Ich wiederhole ...«

Was Erich Vonnickel und Manfred Stücklen nicht wussten, war, dass die Alarmfrequenz der Grenzposten einen Tag vorher geändert worden war. Leider war die entsprechende Notiz aber im Wachbüro Nord liegen geblieben und hatte die Mitarbeiter der Beobachtungsstelle Nordwest II nicht erreicht.

Und so kam es, dass der Alarmruf nicht bei der Polizei und der neu aufgestellten Miliz landete, sondern bei der Verkehrszentrale von Radio Duisburg. Und weil der dort Dienst habende Redakteur von der langen Nachtschicht völlig übermüdet war, begriff er gar nicht, was er da las und in den Äther hinaus posaunte:

Vorsicht! Auf der A42 in Fahrtrichtung Kamp-Lintfort kommt Ihnen in Höhe der Ausfahrt Duisburg-Baerl ein Haufen Römer entgegen. Fahren Sie bitte äußerst rechts und überholen Sie nicht. Wir melden uns wieder, sobald die Gefahr beseitigt ist. Ich wiederhole ...

Es dauerte nicht einmal 30 Minuten bis die Autobahn 42 und die Rheinbrücke voller Fahrzeuge, die in breiter Phalanx langsam über die Autobahnbrücke Richtung Baerl rollten und deren Fahrer nur ein Ziel kannten: Römer kucken!

Für die Polizei und die erst kürzlich aufgestellte Miliz, die die Radiosendung ebenfalls gehört hatten, war hingegen der „Fall Obelix“ eingetreten: Entgegen aller getroffenen Vereinbarungen und Absprachen marschierten die Römer auf die Stadt zu und sie schienen keine friedlichen Absichten zu hegen.

500 Polizisten und 2.000 frisch ausgebildete Milizsoldaten machten sich auf den Weg, ihre Heimat zu verteidigen. Sie schafften es gerade bis zur Ausfahrt Beeckerwerth - ab da versperrte eine Armada von Privatwagen jede Durchfahrt auf die Autobahnbrücke. Auch der Versuch, mit dem Einsatz von Blaulicht ein Durchkommen zu erzwingen, scheiterte; er erzeugte auf den gespannten Gesichtern der überraschend furchtlosen Autofahrer höchstens noch ein spöttisches Lächeln ...

*

Die Männer der XX. Legion mit dem stolzen Namen „Valeria“ hatten ihren Standort in der Nähe des heutigen Neuss vor knapp zwei Wochen verlassen und waren auf verschlungenen Wegen bis in die Nähe des heutigen Kamp-Lintfort gelangt. Dort hatten sie in einem großen Waldstück campiert und waren im Schutz der Dunkelheit bis zum Autobahnkreuz Kamp-Lintfort vorgedrungen, wo gerade Bauarbeiten stattfanden, weswegen die elektronische Sicherung des Schutzwalls und die Kameraüberwachung teilweise ausgefallen war.

Die Legionäre hatten die Nacht abgewartet, waren über die Sperren auf die Autobahn geklettert und über die Autobahn nach Osten marschiert.

Ihr Führer, der Legat Valerius, ritt voraus; ihm folgte der mittlerweile zum Zenturio ernannte Bombasticus und ein weiterer Zenturio. Kurz vor der Brücke zügelten sie ihre Pferde und gaben das Kommando zum Stoppen. Nachdem die Soldaten der Legion angehalten hatten, ritten Valerius und Bombasticus bis zur Mitte der Brücke, wo sie auf den Oberbürgermeister und seinen Latein-Dolmetscher trafen. Valerius ergriff das Wort: »Es ist uns berichtet worden, dass das schwarze Schiff, das im vorigen Jahr den Rhenus hinuntergefahren ist, in Lusitanien einen Posten des Reiches angegriffen hat und kurz darauf beinahe eine Bireme der römischen Flotte versenkt hat. Damit sind die Bedingungen unserer Vereinbarung durch Euch gebrochen worden.«

»Kann es sein, Valerius, dass sich die Besatzung des ZENTAUER nur verteidigt hat?« fragte der Oberbürgermeister und der Dolmetscher übersetzte.

Valerius winkte ab: »Darüber habe ich keine Informationen und das spielt jetzt auch keine Rolle mehr. Das Oberkommando hat entschieden, die Stadt zu besetzen und unter römischer Verwaltung zu stellen. Räumt den Übergang, damit meine Legionäre ihre Pflicht tun können! Ihr habt eine Stunde.«

*

»Wir müssen Zeit gewinnen«, sagte der stellvertretende Polizeipräsident Ullrich Wirtz nach der Rückkehr des Oberbürgermeisters und sah auf seine Armbanduhr. »Ich habe da nämlich eine Idee, wie wir das Ganze ohne Blutvergießen zu Ende bringen können.«

»Wie viel Zeit?« fragte der Oberbürgermeister, der sich mit dem stellvertretenden Polizeipräsidenten im vorderen Panzerwagen getroffen hatte.

»Bis Heute Abend.«

»Dann werde ich mal mit den Römern über eine Fristverlängerung reden. Ich denke, das bekomme ich hin. Außerdem müssen wir ja auch die Autofahrer noch irgendwie von der Brücke herunter kriegen.«

Eine halbe Stunde später kehrte der Oberbürgermeister von den erneuten Verhandlungen mit den Römern zurück und nickte Ullrich Wirtz zu: »Fristverlängerung bis Mitternacht.«

Der stellvertretende Polizeipräsident grinste und griff zu seinem Funkgerät. Er rief die Zentrale: »Egon für Egon1001. Bitte kommen.«

»Hier Egon. Was können wir für Sie tun, Herr Vizepräsident?«

»Macht Ihr mir bitte eine Überleitung ins Telefonnetz und verbindet mich mit Dr. Konrad Möller von Thyssen.«

»Machen wir, Egon1001. Einen Moment bitte.«

Nur wenige Minuten später hörte Ullrich Wirtz die Stimme seines Studienkollegen Konrad Möller im Funk: »Hallo Ulli, was kann ich für Dich tun?«

»Hallo Conny. Du hast bestimmt schon gehört, dass wir den „Fall Obelix“ haben. Ich stehe hier mit unseren Leuten auf der Rheinbrücke nach Baerl und uns gegenüber stehen ein paar tausend Soldaten der XX. Legion – anscheinend wild entschlossen, nach Duisburg einzumarschieren. Wir können sie natürlich aufhalten, aber das geht nur mit großen Blutvergießen auf beiden Seiten. Ich hätte da allerdings eine Idee, wie wir das ohne Verluste über die Bühne bringen können. Dabei könntest Du mir helfen, und zwar, indem Ihr folgendes macht ...«

*

Pünktlich um 21:30 Uhr bewegten sich die beiden vorderen Autos auf der mittleren Spur des wartenden Pulks nach vorn. Mit geringer Geschwindigkeit rollten sie los, bogen aber sofort nach rechts bzw. links ab und parkten an der Seite der Autobahn. Ihnen folgten die beiden nächsten Fahrzeuge, bogen ebenfalls nach rechts und links ab. Jetzt waren die PKW in der dritten Reihe soweit, dann die in der vierten Reihe, u.s.w. Gegen 21:55 Uhr hatte sich in der Mitte des Fahrzeugpulks eine Gasse gebildet, die bis nach hinten reichte, wo die Panzerwagen und Wasserwerfer von Polizei und Miliz bereits ihre schweren Motoren angeworfen hatten. Und exakt um 22:00 Uhr brach die Hölle auf ...

Es war für die leitenden Ingenieure von Thyssen nicht schwierig gewesen, einen Abstich aller drei Großhochöfen des rechtsrheinisch direkt neben der Brücke liegenden Duisburger Thyssen-Werks zu organisieren.

Für Menschen, die noch nie einen Hochofenabstich gesehen hatten, sah es so aus, als brächen im Duisburger Norden zeitgleich drei Vulkane aus, aber für die abergläubischen Römer war es, als öffne sich direkt neben der Rheinbrücke die Hölle ...

Und weil sich auf der Brücke gleichzeitig alle Autos hupend in Bewegung setzten und aus ihrer Mitte große schwarze und laut dröhnende Panzer hervorschoßen, hatte sich für die Römer nicht nur die Hölle geöffnet, sondern es waren auch die Geschöpfe des Orcus erschienen, um sie als Frevler zu bestrafen, weil sie es gewagt hatten, dem Schlund zu nahe zu kommen.

Valerius und Bombasticus wurden von ihren wild aufbäumenden Pferden abgeworfen, während sich die Legion hinter ihnen bereits in heilloser Auflösung befand. Die meisten Soldaten hatten ihre Waffen weggeworfen und rannten über die Autobahn zurück nach Westen - nur

weg von den düsteren Flammen der Hölle und den dröhnenden und fauchenden Ungeheuern der Unterwelt.

*

Carthago Nova, Anfang Oktober 32:

Als sie Carthago Nova an einem spätsommerlichen Abend verließen, sprach sich das wie ein Lauffeuer in der Stadt herum und viele Bürger hatten sich am südlichen Stadttor versammelt, um sich von ihnen zu verabschieden. Viele Frauen waren darunter, denen die Ärztin Hanna bei Geburten geholfen hatte, ehemalige Legionäre mit fehlenden Körperteilen, denen der Dicke Fitti einfache Rollstühle oder gut sitzende Prothesen gebaut hatte, Köche waren da, die dankbar für die vielen neuen und gesunden Rezepturen waren und natürlich fehlten auch die Fußballer nicht, mit ihren Anhängern. Die Spieler der vier Mannschaften hatten sich etwas Besonderes ausgedacht; sie bildeten ein Spalier vor und hinter dem Stadttor, durch das ihre beiden Trainer, Urs und Lechti Müller, hoch erhobenen Hauptes schreiten und sich bei jedem Spieler mit Handschlag verabschieden konnten.

In der folgenden Nacht lagerten die acht Freunde in der Nähe der Höhle, wo sie den ZENTAUER versteckt hatten.

Kurz nach Sonnenaufgang kletterten Lechti und Franz mit dem Kapitän die Klippen hinunter, holten das Schlauchboot aus seinem Versteck und pumpten es auf. Dann ruderten die Drei in die Höhle hinein.

Für die anderen Reisenden begann jetzt das Warten, denn drinnen musste zunächst RUDI, die Dampfmaschine, angefeuert werden. Brannte das Feuer, mussten Kohlen und Wasser nachgelegt werden, damit RUDI auf Touren kam und der angekoppelte Dynamo genug Strom für die beiden Scheinwerfer liefern konnte. Ohne diese beiden Scheinwerfer, die seinerzeit während der Einfahrt in die Höhle ihren Strom noch aus den Solar-Akkus bezogen hatten, würde Kapitän Hansen große Schwierigkeiten haben, das relative große Schiff durch die engen Höhlengänge nach draußen zu bugsieren.

Doch alles klappte wie gewohnt und drei Stunden später schob sich der alte Rheinschlepper ins Freie. Die beiden Schwestern gingen zuerst an Bord, bis auf einen Sack mit handgefertigten Sandalen und Leder-Handtaschen hatten sie nur ihr persönliches Gepäck dabei. Auch Knut Haberling und Urs Müller hatten sich Sandalen anfertigen lassen, wobei Knut zusätzlich noch einen Korb voller einheimischer Gewürzpflanzen trug.

Schon mehr hatte der Dicke Fitti dabei. In seinem riesigen Rucksack hatten sich eine Menge *handwerkliche Schmankerl* eingefunden: Wunderschön gearbeitete Degen mit polierten Klingen, Holzbilder mit fein geschnittenen Intarsien und Silberschmuck höchster Qualität.

Das mit Abstand meiste Gepäck hatten die Brüder Urs und Lechti Müller an Bord zu schleppen. Die ehemaligen Trainer waren von ihren Spielern und deren Fans reichhaltig beschenkt worden. Zahlreiche Weinflaschen stapelten sich auf dem Felsabsatz, an den der ZENTAUER angelegt hatte, dazu getrocknete Schinken und Würste, sowie viele kleine Kränze aus Lorbeer oder frischen Blumen.

Nachdem das ganze Gepäck auf den Schlepper verladen war, kümmerten sich Franz und Lechti noch um die Säcke mit Kohlen und die großen Öl-Karaffen, die sie während ihres Aufenthalts in Carthago Nova erworben und in eine Höhle in der Nähe des Schifflagerplatzes gebracht hatten. Trotz der vom Dicken Fitti speziell für den Kohletransport gebauten Schub-

karre war es für die beiden Männer eine ziemliche Plackerei; Franz und Lechti sahen danach ziemlich fertig aus, als sie sich in ihre Liegestühle fallen ließen und der ZENTAUER langsam Fahrt aufnahm.

Ein bisschen wehleidig war ihnen allen, doch besonders den beiden Müller-Brüder fiel der Abschied von ihren neu gewonnenen Freunden sichtlich schwerer, als den anderen Mitfahrern. Urs Müller winkte sogar noch zum Abschied, als der frische Wind den ZENTAUER langsam auf das offene Meer hinausschob und im Norden die Umrisse von Carthago Nova schwach im Dunst erschienen.

*

Eine Woche später:

Sie waren schnell vorangekommen. Die frischen Herbstwinde hatten den ZENTAUER bis an die Nordafrikanische Küste begleitet und durch die fast permanente Fahrt unter Segel hatten sie nicht viel von der in Carthago Nova gekauften Kohle einsetzen müssen. Auch die leistungsfähigen Solarzellen auf dem Dach der Kajüte hatten stets genug Strom geliefert, um die Bordinstrumente zu betreiben und die Batterien aufzuladen. Sogar der kleine Kühlschrank in der Kombüse lief jetzt - dank Fittis Umbaukünsten - mit solargeladenem Batteriestrom.

»Was ist eigentlich in den drei Kisten, die im vorderen Laderaum stehen. Zwei davon sind abgeschlossen und die Dritte ...«

»Ist leer«, antwortete Franz auf die Frage seiner heimlichen Freundin Hanna, die neben ihm saß, während ihr Schiff an der nordafrikanischen Küste entlang segelte - außerhalb der Sichtweite etwaiger römischer Militärposten.

»In den anderen beiden Kisten sind die Gewehre und unsere *besonderen Spielzeuge* aus den Beständen des SEK Essen. Beide Kisten sind fest verschlossen. Wir haben aber kleine Löcher hineingebohrt, damit die Kisten bei einer eventuellen Havarie des Schiffes untergehen und ihr Inhalt schnell verrottet. Nicht dass man in 2.000 Jahren gut erhaltene G36-Gewehre und Munition auf dem Grund des Mittelmeeres findet.«

»Und die dritte Kiste?«

»Ist, wie gesagt, leer.«

»Ja, das sagtest Du schon. Ich wollte fragen, was Ihr, also Lechti und Du, damit vorhabt?«

Franz Helmer zögerte mit der Antwort und war sichtlich erleichtert, als Hannas Schwester Jenny kam und sich zu ihnen setzte. Sie trug nur eine dünne Bluse über ihrem weißen Bikini und lächelte die beiden an: »Hallo Schwester, hallo Ex-Freund. Was heckt Ihr da gerade aus? Wenn ich nicht genau wüsste, dass es nicht sein kann, würde ich sagen ...«

»Vergiss es, Jenny«, sagte Hanna scharf. »Zieh Dir lieber noch was über, sonst hast Du bald einen heftigen Sonnenbrand. Und der täte Deiner angeschlagenen Midlife-Haut ganz bestimmt nicht gut.«

»Ich bin gerade mal zwei Jährchen älter als Du, Schwesterherz. Und wessen Haut jünger aussieht und straffer ist, das wird ...«

»Lasst es, Mädels«, unterbrach Franz den aufkommenden Zwist der Schwestern. »Ihr seht beide verteufelt gut aus ..., für Euer Alter!«

Franz Helmer war klar, dass seine Bemerkung die Solidarität der Geschwister wecken und er sich ihrem Zorn aussetzen würde. Andererseits war ihm so auch die Antwort auf Hannas Fra-

ge nach der 3. Kiste erspart worden - was gut war und ein wenig Ärger lohnte. Er erhob sich, ehe in die Wut der Schwestern erreichen konnte und machte sich auf den Weg an das Heck, wo Knut Haberling eine seiner Kameras zerlegt hatte und gerade dabei war, die Objektive vom Staub zu befreien. Franz trat hinter ihn und sah ihm über die Schulter: »Interessante Kamera.«

»Einen Nikon D300S. Macht verdammt gute Bilder.«

»Ein Profi-Gerät?«

»Ja. Neben der Nikon hab ich aber noch zwei kleinere Digi-Cams dabei. Nikon Coolpix und Canon PowerShot.«

»Lechti und ich haben auch zwei Canons mit«, sagte Franz, »EOS 60 D.«

»Gute Kameras. SemiProfi-Klasse. Wollt Ihr die mit nach Jerusalem nehmen?«

»Ja. Dazu ein leichtes Tele, 70 - 200 L 2.8 und ein lichtstarkes Weitwinkel von Tamron. Und Reserveakkus, Speicherkarten und Solarstrom-Ladegeräte.«

»Die Datensicherung nur über Speicherkarten? Riskant«, sagte Knut, doch Franz Helmer lächelte: »Nein, nicht nur. Wir haben noch zwei spezielle Festplatten dabei. Neuentwicklungen für langfristige Datensicherung.«

»Und was wollt Ihr dort fotografieren? In Jerusalem?«

»Alles, was wir vor die Linse kriegen, Knut. Am ehesten natürlich ..., Jesus. Wie er lebte, redete, predigte. Seine Jünger, seine Gegner. Alles, was wir gefahrlos vor die Linse kriegen. Mit Ton; dafür sind die Canons verdammt gut. Wir haben sogar zwei kleine Richtmikrophone dabei.«

Knut Haberling hob den Kopf und sah Franz Helmer fragend an: »Ich wäre verdammt gerne dabei. *Die Kreuzigung live und in Farbe, ein Bericht von Knut Haberling*. Könnte ich nicht doch ...«

»Vergiss es!« antwortete Franz scharf. Wenn's schief geht, heißt es im Titel: Der letzte Bericht von Knut Haberling, *mit ihm ...*, am Kreuz.«

»Ganz so drastisch sehe ich das nicht«, widersprach der hagere Pressevolontär, der sich um die Schlagzeile seines Lebens und den Pulitzerpreis gebracht sah, doch Franz Helmer winkte ab. Für ihn war die Diskussion damit beendet.

zwei Tage später:

Der ZENTAUER erreichte die Küste und die Hafenanlagen des alten Carthago in Nordafrika im letzten Licht des Tages. Weil sie alle zu müde für die obligatorische Anmeldeprozedur waren, legten sie nicht am Kai an, sondern ankerten sie in der Hafengebucht. Nachdem das Segel eingeholt war, legten sich schlafen. Der Käpt'n übernahm die erste Wache.

Am nächsten Morgen war Kapitän Hansen wieder einmal als erster auf den Beinen. Zusammen mit dem dicken Fitti und zwei Tassen starken Kaffees standen sie an Deck und beobachteten die Szene, die sich vor ihren Augen abspielte. Der Käpt'n setzte das Fernglas ab und sah den Dicken Fitti nachdenklich an. »Der Kai ist voller Soldaten und es kommen immer mehr hinzu.«

Fitti nahm sich das Glas und sah jetzt ebenfalls hindurch. »Könnte gut sein, dass unsere Ankunft gestern Abend einige Irritationen ausgelöst hat. Du erinnerst Dich an die beiden Posten, die ganz aufgeregt weggerannt sind, als wir in den Hafen einfuhren?«

Der Kapitän nickte stumm.

»Kann ja sein, dass unser ZENTAUER eine gewissen Berühmtheit erlangt hat«, fuhr der Dicke Fitti fort. »Vielleicht die Geschichte in Porticia oder die Sache mit dem römischen Schiff«, mutmaßte er weiter.

»Kann alles sein«, murmelte der Kapitän. »Jedenfalls scheinen die uns zu meinen.« Er zeigte auf zwei Ruderboote, auf denen jeweils 16 schwer bewaffnete Soldaten standen. »Da kommt schon die Wasserschutzpolizei von Carthago angerauscht.«

Ein Mann mit den Rangabzeichen eines Centurio, der am Bug des vorderen Bootes stand, rief sie an: »Ave Fremde! Verlasst den Hafen und segelt weiter.«

»Warum?« fragte der Kapitän. »Wir können gültige Passierscheine für das ganze römische Reich vorweisen und eine Handelserlaubnis.«

»Heute ist ein besonderer Tag. Imperator Tiberius Claudius Nero gibt sich die Ehre seiner Anwesenheit. Er und sein Gefolge werden der aufblühenden Stadt Carthago einen Besuch abstatten. Und wenn der Imperator mit der kaiserlichen Flotte in einen Hafen des römischen Reiches einfährt, darf kein anderes Schiff *seinen* Blick stören.«

»Tiberius besucht also die afrikanische Provinz und das vor rund 60 Jahren wieder aufgebaute Carthago. Interessant«, sagte Knut Haberling leise, der neben den Kapitän getreten war und ihn jetzt ansah: »Käpt'n, frag doch den Römer bitte, wie weit wir weg sein sollen, wenn die Flotte eintrifft.«

»Du willst Fotos machen?«

»Na klar.«

Kapitän Hansen wandte den Kopf zur Seite und sah auf das offene Meer hinaus. Er glaubte am Horizont schon die Segel der erwarteten Flotte ausmachen zu können und sprach den Centurio darauf an: »Reicht es aus, den Hafen zu verlassen oder müssen wir ganz außer Sicht sein, wenn die kaiserliche Flotte einläuft?« Er zeigte auf den Horizont: »Das könnte nämlich knapp werden.«

»Angesichts der Nähe der Flotte dürfte es ausreichend sein, wenn Ihr Euch hinter die Felsen dort zurückzieht.« Er zeigte auf eine Landzunge, die weit ins Meer hinein ragte und den Hafen im Osten begrenzte.

»Das werden wir tun, Centurio. Danke«, sagte Hansen und gab Hilmar und Lehti ein Zeichen, das Segel zu setzen. Er selbst kümmerte sich um den Anker.

Vier Stunden später schoben sich sechs römische Triremen in den Hafen, deren dreifach gestaffelten Ruderreihen das Wasser im Gleichtakt peitschten. Auf dem vordersten Schiff hatte sich ein Mann aus seinem Thronessel erhoben, dessen kaiserliche Ausstrahlung sogar bis zu Knut Haberling drang, der sich mit seiner digitalen Spiegelreflexkamera und einem straken Teleobjektiv auf dem Felsen der Hafeneinfahrt versteckt hatte und eifrig Fotos machte. In Gedanken sah Knut schon die Schlagzeile vor seinen Augen: *Kaiser Tiberius besucht die afrikanische Provinz; ein Bildbericht von Knut Haberling.*

Doch ein kurzes Zupfen an seinem Hosenbein riss den Pressemann aus seinen Träumen. »Es ist besser, wenn wir jetzt so langsam verschwinden. Nicht, dass wir noch Ärger kriegen«, sagte Lehti Müller leise und wies nach hinten, wo der ZENTAUER in der Brandung dümpelte. Knut Haberling nickte, packte die Kamera in seinen Rucksack und schob sich vorsichtig zurück. Erst als ihm der Felsen wieder vollständigen Sichtschutz bot, erhob er sich und ging zum Schiff zurück.

Eine Stunde später brach der ZENTAUER auf und Kapitän Hansen setzte Kurs Osten.

11.

Rosannah

Der ZENTAUER erreichte die Bucht der Hafen- und Handelsstadt Leptis Magna in den letzten Tagen des Monats Oktober a.D. 32. Bei der Einfahrt in den Hafen hatten sie die grauen Tarndecken über das Fratzens Gesicht am Bug gelegt, um nicht unnötig aufzufallen.

»Leptis Magna ist der Haupthandelshafen an der Nordküste von Tripolitanien, einem Teil der römischen Provinz Africa«, sagte Knut Haberling. Die Stadt liegt etwa 120 km östlich von Tripolis.«

»Schulwissen?« fragte Jenny Schreiber neugierig. Knut schüttelte den Kopf und fuhr fort: »Sehenswert sind der severische Triumphbogen, die Thermen, das alte und neue Forum und das Theater.«

»Schön. Und woher weißt Du das alles?« Jenny Schreiber ließ nicht locker.

»Ich bin letztes Frühjahr hier gewesen, Jenny. Nein, nicht *dieses* letzte Jahr, sondern 2012; also nach dem Ende der Gaddafi-Ära. Leptis ist größte erhaltene antike Stadt der Welt. Schon die Ruinen waren sehenswert, aber wenn ich mir jetzt vorstelle, all diese Gebäude jetzt intakt und mit Leben erfüllt zu erleben ...; Jenny, das ist einfach unvorstellbar spannend und großartig für mich!«

»Ich glaube, ich kann Dich verstehen«, nickte die blonde Sprachwissenschaftlerin und ging nach unten, um die Sachen für den Landgang zu holen. Auf der Treppe drehte sie sich noch einmal herum und sagte: »Darf ich Dich auf Deiner kleinen Wiedererkennungstour begleiten, Knut? Wir haben ja sonst nichts vor; außer vielleicht ein paar Gewürze zu kaufen.«

»Gerne«, sagte Knut und lächelte. »Ich muss nur noch die Kamera-Akkus von den Solarpaneelen holen. Dann bin ich fertig.«

»Und ich ziehe mich eben nur um«, sagte Jenny. »Bis gleich.«

*

Palast des Proconsuls, oberhalb des Hafens von Leptis Magna:

Das Gesicht der hübschen jungen Frau verzog sich erneut zu einer schmerzerfüllten Fratze und ein leises Stöhnen quälte sich über ihre Lippen. Die Mutter tupfte die glühende Stirn ihrer Tochter mit einem feuchten Tuch ab und sah zu den beiden Sklavinnen hoch, die sich bemühten, dem Körper des kranken Mädchens mit ihren großen Fächern kühle Luft zuzufächern.

Auf der Terrasse vor dem Krankenzimmer standen zwei Männer und sprachen leise miteinander. Der eine Mann war der Arzt Aesculapius und der andere Mann war der Vater des Mädchens, der römische Proconsul Habitus Bonus.

»Deiner Tochter können nur noch die Götter helfen, Proconsul. Du solltest vielleicht einen Stier opfern ...«

»Wird *das* Rosannah helfen?« fragte der Proconsul skeptisch.

»Die Wege der Götter sind manchmal wundersam«, sagte der Arzt. »Meine Kollegen und ich haben jedenfalls alles getan, was uns möglich war. Jetzt können nur noch die Götter helfen.«

Der Proconsul schüttelte den Kopf und sah auf den Boden: »Rosannah wird sterben, Aesculapius. Ich weiß es. Ich habe diese Krankheit schon oft gesehen und niemand konnte ihr bisher entkommen. All meine Macht und all mein Reichtum werden meinem einzigen Kind nicht helfen können.«

Der Arzt schwieg, weil er wusste, dass der Proconsul Recht hatte. Er ging wieder ins Zimmer und ließ sich von einer Sklavin eine Schale mit kaltem Wasser geben. In das Wasser gab er etwas von einer weißlichen Substanz, die er aus einer Phiole tropfen ließ. Er trat an das Bett der Kranken: »Gebt ihr das, zweimal am Tag und einmal in der Nacht.«

»Wird das meiner Tochter helfen?« fragte die Mutter. Der Arzt wich einer direkten Antwort aus: »Es wird Rosannahs Leiden lindern.«

*

Jenny und Hanna Schreiber, Knut Haberling, Urs Müller, der Kapitän und der Dicke Fitti gingen von Bord des ZENTAUER. Beim Passieren der Hafenwache zeigten sie ihre Passierscheine vor, gingen anschließend über eine kleine Brücke und standen dann vor dem prächtig verzierten Nordtor der Stadt Leptis.

Jenny Schreiber schob die Kapuze ihres Gewandes nach hinten, legte den Kopf in den Nacken und sah zu den Turmzinnen hoch. »Beeindruckend! Gibt es diesen Turm in der Neuzeit noch?« Der Pressemensch nickte: »Ja, die Grundmauern sind noch vorhanden.« Er zeigte nach oben. »Nur die Deckenverkleidung im Durchgang gibt es 2012 nicht mehr. Das scheint mir übrigens Marmor zu sein. Leptis Magna war eine reiche Stadt.«

Nachdem sie das Stadttor durchschritten hatten, trennten sich ihre Wege. Knut Haberling und Jenny Schreiber setzt ihren Stadtrundgang fort, während die anderen Mitreisenden den Markt von Leptis aufsuchen wollten.

*

»Was gibt es dort für eine Aufregung«, fragte der Proconsul verärgert und zeigte auf das unter seinem Palast liegende Forum der Stadt. Claudius, der Adjutant des Proconsul, beugte sich vor, um Einzelheiten zu erkennen. Er sah eine Gruppe römischer Soldaten, die ganz offensichtlich große Mühe hatte, einen riesigen Mann festzuhalten.

»Ich werde es herausfinden, mein Gebieter.« Claudius salutierte, machte eine fast perfekte Drehung auf dem Absatz seines linken Stiefels und lief im Laufschrift davon.

Nur gut zehn Minuten später war er wieder da.

»Nun?« fragte der Proconsul.

»Nordmänner«, antwortete Claudius. »Germanen mit gültigen Passierscheinen. Sie sind mit einer Gruppe der hier ansässigen Tripolitaner in Streit geraten, die eine widerspenstige Sklavin züchtigen wollten. Der große Dicke hat drei Tripolitaner niedergeschlagen, der anderer Mann zwei. Erst die Wache konnte die tobenden Nordmänner davon abhalten, die Tripolitaner weiterhin daran zu hindern, mit ihrem Eigentum so zu verfahren, wie die Tripolitaner es zu tun wünschen.«

»Sie haben das Recht, ihre Sklaven zu züchtigen«, bestätigte Proconsul Habitus Bonus. »Veranlasse, dass die Nordmänner eingesperrt werden und ihnen der Prozess gemacht wird. Als Proconsul dieser Provinz ist es nicht nur meine Pflicht, die Interessen Roms zu vertreten, sondern auch die Interessen der hier ansässigen Bürger Roms.«

Der Adjutant salutierte, machte wieder eine fast perfekte Drehung auf dem Absatz seines linken Stiefels und lief erneut im Laufschrift davon.

Kurze Zeit später wurden Hanna Schreiber, Urs Müller, Kapitän Hansen und der Dicke Fitti von den Soldaten der Stadtwache abgeführt.

»Wo bringt man diese Leute hin?« fragte Jenny Schreiber eine Frau, die neben ihr in einer Gasse am Rand des Forums stand und die Szene ebenso beobachtet hatte, wie Jenny und Knut.

»Ins Amphitheater. Dort finden die Gerichtsverhandlungen statt und dort werden auch die Urteile vollstreckt.«

»Gerichtsverhandlung?« fragte Jenny erschrocken. »Welche Strafen drohen ihnen denn?«

»Kommt auf die Laune des Proconsuls an«, antwortete die Frau. »Wahrscheinlich 20 Peitschenhiebe für die Frau. Die Männer werden ihren Mut wohl gegen die Löwen in der Arena beweisen dürfen. Oder gegen ein paar Gladiatoren ...«

Knut griff der kalkweiß gewordenen Jenny unter die Arme und drückte sie in die Dunkelheit einer Hausnische.

»Was der Dicke Fitti da getan hat, ist nach römischem Recht eine schwere Straftat. Kein Fremder darf einen Bürger Roms niederschlagen ...«

»Aber Fitti hat doch nur der jungen Frau helfen wollen, die von diesen Arabern geschlagen worden ist. Hätte er nicht eingegriffen, hätten die Araber die Frau totgeschlagen.«

»Was sie nach römischem Recht gedurft hätten, denn die junge Frau ist eine Sklavin und gehört ihnen. So wie ein Möbelstück.«

»Unglaublich ...«, stöhnte Jenny.

» ... aber wahr.« betonte Knut

»Was machen wir jetzt?« fragte Jenny.

»Wir sollten schnellstens zum Schiff zurück und uns mit Hilmar und Lehti beraten. Vielleicht haben die beiden alten Hasen eine Idee.

Auf dem Schiff erzählten sie Hilmar und Lehti, was passiert war. Hilmar schien besonders betroffen zu sein, denn er schwieg lange und sagte dann leise: »Wir können versuchen, sie freizukämpfen, aber eine Gewähr, dass sie das überleben, gibt es nicht.«

*

Die Nacht des Neumonds war tintenschwarz und die wenigen Fackeln vor dem Gebäude reichten nicht aus, um den Vorplatz zu erhellen. Und so kam es, dass niemand die beiden dunkel gekleideten Männer sah, deren Gesichter schwarz gefärbt waren und die sich leise und vorsichtig den Kerkern des Amphitheaters näherten.

Als irgendwo ein Rascheln ertönte, verharrten die beiden Körper in absolutem Stillstand und bewegten sich erst Minuten später weiter – langsam, vorsichtig und leise.

*

Der nächste Morgen:

Man hatte sie in den Arrestzellen relativ gut behandelt; alle hatten ausreichend Wasser bekommen und auch etwas Brei als Morgenmahlzeit. Doch nachdem man sie aus den Zellen geholt hatte, wurden sie grober angefasst. Man hatte ihnen die Füße gefesselt, sie aneinander gekettet und in die Arena getrieben. Erst als das Verhör begann und der Ankläger die Loge betreten hatte, löste man die Ketten.

Der Ankläger begann: »Ich bin Habitus Bonus, Proconsul der Provinz Africa. Erster Ankläger und alleiniger Richter. Ihr werdet folgender Verbrechen beschuldigt: Aufruhr und gemeinschaftliche Gewalt gegen fünf römischen Bürger. Zwei dieser Bürger schweben noch in Lebensgefahr und nur die Götter wissen, ob sie den morgigen Tag noch erleben werden ...«

Unsinn! dachte Hanna. *Die haben ein paar blaue Flecken, vielleicht ein paar Zähne locker. Keinesfalls mehr.*

Während der Proconsul den weiteren Anklagetext verlas, sah sich Hanna um. Links und rechts standen acht schwer bewaffnete Wachsoldaten. Vor ihr, in der Loge, saßen neben dem Proconsul in seiner gold verzierten weißen Toga noch zwei ranghöhere Soldaten sowie ein alter Mann in einer weißen schmucklosen Toga. *Vielleicht ein Priester? Oder ein Rechtsexperte? Keine Ahnung.* Auf den Tribünen sah sie nur wenige Leute sitzen; vielleicht insgesamt 20 Personen.

Das Verhör begann und der Dicke Fitti wurde als Erster vor das Gremium geführt. Er befeuchtete die Spitzen von Zeigefinger und Daumen und drehte die Enden seines gewaltigen Schnurrbartes auf. Dann hob er den Kopf, drückte den Rücken durch und begann mit lauter und fester Stimme:

»Mein Name ist Friedhelm Kohlschreiber und ich komme aus einem fernen Land im Norden. Dort habe ich es mein ganzes langes Leben lang so gehalten, dass derjenige, der eine wehrlose Frau schlägt, von mir eins auf die Fresse kriegt. Das galt in den 60 Jahre meines Lebens am Rhein und das gilt auch noch jetzt und hier! Und wenn ich das nächste Mal so einen Pasellacken erwische, der eine Frau schlägt, dann prügele ich den solange durch, dass er nie wieder eine Frau auch nur schief ankuckt. Ist das klar genug?«

»Das war klar genug, Fitti«, flüsterte Hanna, »und schön, dass Du das auf Deutsch gesagt hast. So hat es hier keiner verstanden und das ist auch gut so. Ich übersetze dann mal ...«

Hanna Schreiber erhob sich und sah den Proconsul an: »Mein Freund ist mit den Gesetzen des römischen Reiches leider nicht so vertraut, wie es ihm als Gast geziemt, Proconsul. Ich weiß, das ist unverzeihlich, aber bitte bedenkt: In unserem Land gibt es keine Sklaverei und dort hat jeder Mensch das Recht, sich gegen Gewalt zu verteidigen. Ist dieser Mensch selbst zu schwach, sich zu verteidigen, dann ist es die Pflicht jedes anderen Menschen, diesem Schwachen beizustehen. Insbesondere dann, wenn dieser schwache Mensch eine junge Frau ist, die Friedhelm Kohlschreibers Tochter sein könnte ...«

Hanna hatte bemerkt, dass der Proconsul bei dem Wort „Tochter“ zusammengezuckt war und zu der Frau hinüber gesehen hatte, die gerade herein gekommen war und am Tor wartete.

Die Tochter ist das nicht, zu alt, könnte die Mutter sein, dachte Hanna und riskierte einen Schuss ins Blaue: »Und wenn ihr selbst eine Tochter habt, Proconsul; in dem Alter der jungen Sklavin vom Forum - würdet Ihr sie nicht auch verteidigen wollen, gegen die Unbillen des Lebens?«

Hanna sah, dass die Frau die Hände vor ihr Gesicht schlug, während die Gesichtszüge des römischen Provinzfürsten entgleisten. Hanna ahnte, dass sie auf dem richtigen Wege war und wollte gerade nachlegen, als die Welt um sie herum unterging ...

*

Die Heul- und Blendgranaten, das direkt gegen die Soldaten eingesetzte Tränengas und die richtig platzierten Sprengsätze hatten die Arena kurzzeitig in den Vorhof der Hölle verwandelt.

delt. Mitten in das ausgelöste Chaos erhoben sich die beiden ehemaligen Angehörigen des Sondereinsatzkommandos brüllend aus den in der Nacht gegrabenen Löchern im Sand der Arena, sprangen auf, rissen die riesigen Messer aus den Scheiden und schnitten die Fesseln der Gefangenen auf.

»Dorthin! Los!« brüllte Lehti Müller und zeigte auf eine Stelle an der Tribüne, wo einer ihrer Sprengsätze ein großes Loch gerissen hatte. Kapitän Hansen und Hanna Schreiber begriffen sofort und rannten los, während der Dicke Fitti offensichtlich auf etwas wartete. Lehti herrschte ihn an: »Steh nicht rum, ab zum Schiff!«

»Der Krach hat die halbe Legion alarmiert. Das schaffen wir nicht bis zum Hafen. Wir brauchen eine Geisel.«

»Geiselnahme? Mit mir nicht. Vergiss es!« schimpfte Lehti Müller, doch sein Freund Hilmar widersprach: »Fitti hat Recht. Mit einer Geisel erhöhen sich unsere Chancen.«

»Von mir aus«, knurrte Lehti widerwillig und sprang auf die kleine Loge, wo der Proconsul mit den Nachwirkungen des Tränengases kämpfte. Er packte Habitus Bonus am Kragen seiner Toga und riss ihn hoch. »Du kommst mit!«

»Nein, nehmt mich. Sein Herz ist schwach. Ich bin die Frau des Proconsul und niemand wird Euch etwas tun, solange ich in Eurer Gewalt bin«, sagte eine Stimme neben Lehti. Er drehte sich um und sah die Frau an. Dann nickte er und zeigte auf das Loch in der Arenawand, durch das die anderen bereits gerannt waren. »Es geht zum Hafen.« Die Frau nickte stumm und ließ sich widerstandslos mitnehmen.

Dank ihrer Geisel schafften sie es bis zum Schiff und man folgte ihnen auch nicht, solange sich die Frau des Proconsuls sich an Bord des ZENTAUER aufhielt.

*

Palast des Proconsuls, zwei Tage später:

Die Frau in dem weißen Kapuzenmantel trat an das Bett des kranken Mädchens. Sie schob die dünne Decke beiseite und spreizte ihre rechte Hand. Den Daumen legte sie in den Bauchnabel des Mädchens, während der kleine Finger den rechten Beckenknochen der Frau suchte. Als er ihn gefunden hatte, nahm die Frau ihre linke Hand und drückte den Daumen in der Mitte der anderen Hand leicht in den Körper des Mädchens. Als die junge Frau aufschrie, erschien ein Lächeln auf dem Gesicht der Besucherin. Sie drehte sich zu den anderen beiden Personen um und sagte: »Ich brauche das große Besteck, Urs. Es ist tatsächlich nur der Blindarm und Du assistierst mir.« Urs Müller schob seine Kapuze nach hinten, nickte und packte die beiden großen Taschen aus, die sie vom Schiff mitgenommen hatten.

Zu der zweiten Person sagte Hanna Schreiber: »Eure Tochter wird wieder gesund, Sarisana. Geh jetzt und informiere Deinen Gatten. Sorge dafür, dass wir hier ungestört arbeiten können. Und rufe den Arzt, damit ich ihm sagen kann, was nach der Operation zu tun ist. Die Wunde muss jeden Tag mit einem Mittel, das ich ihm geben werde, gereinigt werden und in 20 Tagen soll er die Fäden ziehen.«

Die Frau des Proconsuls löste den Schal, der ihre Haare bisher verborgen hatte und trat an das Bett ihrer Tochter. Sie strich ihr noch kurz über die dunklen Haare und verließ dann den Raum. Kurze Zeit später hörte man ein kurzes und heftiges Wortgefecht, bei dem Sarisana offensichtlich das letzte und endgültige Wort hatte: Wenn Rosannah überleben würde, hätten sie alle nichts mehr zu befürchten: Der Proconsul würde alle Angeklagten unverzüglich begnadigen. Hanna und Urs hatten von Sarisana ohnehin freies Geleit zugesagt bekommen.

Am folgenden Tag:

Die Operation war gut verlaufen und Hanna strich ihrer Patientin noch einmal kurz über die Haare. Rosannah ging es heute schon sichtlich besser. Hanna sah zu Rosannahs Eltern hinüber, die beide am Fußende der Liege standen und sagte: »Ich habe den Arzt instruiert; er weiß, was zu tun ist und wann er die Fäden ziehen muss. Gebt Rosannah ab dem morgigen Tag so viel zu trinken, wie sie mag. Essen aber erst in 5 Tagen.«

»Wir danken Dir«, sagte der Proconsul leise. Hanna sah überrascht auf, weil Habitus Bonus bisher nur geschwiegen hatte, doch der Proconsul sorgte noch für eine weitere Überraschung. Er sagte: »Und ich möchte, dass Du Deinen Freunden meine Entschuldigung übermittelst. Für das Verhalten der Soldaten ..., und für mein Verhalten. Du musst wissen, es gärt im Römischen Reich. In Judäa hetzen Juden gegen Rom und rufen offen oder versteckt zum Widerstand auf. Auch in der Provinz Africa gibt es Widerstände. Hier und anderswo. Die Führer der Provinzen haben Anweisung erhalten, hart durchzugreifen. Die Anweisung kam direkt vom Kaiser; sie trägt sein Siegel.«

Hanna nickte nur wortlos und verabschiedete sich von der Familie des Proconsul. Ein Wagen brachte sie und Urs zum Hafen, wo der ZENTAUER schon auf sie wartete.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang löste Lechti Müller die Taue und Käpt'n Hansen steuerte das Schiff aus dem Hafen.

*

Sechs Tage später:

Der ZENTAUER hatte zwei seiner Passagiere im Morgenrauen im Hafen von Alexandria, der Stadt Alexanders des Großen, von Bord entlassen und danach sofort wieder abgelegt. Jenny Schreiber und Knut Haberling winkten ihren Freunden noch kurz zu, wandten sich dann aber ab und gingen auf die römischen Soldaten der Hafenvache zu. Sie zeigten ihre Passierscheine vor und konnten ihren Weg fortsetzen, der sie in die legendäre Bibliothek der Antike führen sollte.

»Soviel ich gelesen habe, soll der Zugang zu den Dokumenten der Bibliothek allen Menschen offen stehen«, sagte Knut Haberling. »Ob sie auch Kopien haben?«

»Wahrscheinlich ja, denn es soll viele Lehrlinge gegeben haben, deren Hauptaufgabe es gewesen ist, wichtige Dokumente abzuschreiben, die die Bibliothek sich ausgeliehen hat. Ob wir solche Kopien erwerben können, weiß ich natürlich nicht, aber für alle Fälle haben wir ja immer noch unsere kleinen Digitalkameras dabei. Wenn wir vorsichtig sind ...«

Nach etwa einer halben Stunde Fußweg hatten sie den Eingang der Bibliothek erreicht. Der Bau war riesig und zog sich im Stil eines altägyptischen Tempels über mehrere Straßenzüge hin. Jenny und Knut durchquerten die beiden mächtigen Türme am Eingang und traten in den ersten offenen Innenhof. Dort saßen, auf steinernen Bänken, junge Menschen - wahrscheinlich Studierende der örtlichen Universität. Das brachte Jenny auf eine Idee. Sie sprach einen der weißgekleideten Menschen an, der am Zugang zu den hinteren Bereichen der Bibliothek stand: »Mein Freund und ich sind Studierende der Universität von Duspergum in Germanien. Wir interessieren uns besonders für griechische Schriften.«

Der Weißgekleidete schien von einer solchen Universität noch nicht gehört zu haben, antwortete aber trotzdem freundlich: »Schön, dass die römische Bildung sich jetzt auch bis ins ferne Germanien ausgebreitet hat. Wendet Euch bitte an den verehrten Thrasos; er verwaltet die griechischen Schriften. Ihr findet ihn in der zweiten Halle zur Rechten, direkt hinter den thrakischen Säulen.«

Jenny verneigte sich leicht, um ihren Dank auszudrücken, dann nahm sie Knut Haberling an den Arm und zog ihn weiter.

Der Bibliothekar Thrasos entpuppte sich als kleiner freundlicher Mann griechischer Abstammung. Als er hörte, woher Jenny und Knut kamen und welche Dokumente sie einsehen wollten, legte er einen ungeheuren Eifer an den Tag. »Bei unseren Studenten ist die griechische Übersetzung eines jüdischen Dokuments im Moment sehr populär, das den Titel „Septuaginta“ trägt. Es ist leicht zu lesen, da es in griechischer Sprache verfasst, aber in lateinischen Buchstaben geschrieben ist. Außerdem sind die Schriften des ehrwürdigen Aristoteles sehr gefragt - übrigens einer meiner Vorfahren. Ich suche Euch gerne heraus, was Ihr wünscht. Ihr könnt die Rollen im vorderen Hof studieren, das machen alle so. Da ist das Licht besser.«

Sie verbrachten viele Stunden in der Bibliothek, trugen unzählige Dokument-Rollen in den hellen Lichthof, sichtigten sie und fotografierten alles, was ihnen interessant erschien.

»Wenn wir nur mehr Zeit hätten. Eine Woche vielleicht ...«, sagte Knut beim Überfliegen eines Papyrus, »dann könnten wir alles abfotografieren. Überleg mal, Jenny. Die ganzen Schätze, die hier lagern und die später in Kriegswirren verloren gehen oder die beim Brand der Bibliothek für immer vernichtet werden.«

»Du hast Recht, Knut. Allein die *Septuaginta*, die ich hier in den Händen halte, ist eine Sensation. Das ist das Hohe Buch der Juden und gleichzeitig das, was wir Christen das *Alte Testament* nennen. Oder dieses seltsame Werk hier. Eine Art Karte, die den ganzen Norden von Afrika zeigt. Wie aus einem Flugzeug oder Raumschiff heraus fotografiert. Unfassbar! Ägypten bis hinunter zu den Nilquellen. Und ...«, sie zeigte auf die marokkanische Küste, »auch hier ist die verschwundene Stadt eingezeichnet.«

»Wie lautet denn der Titel des Dokuments?« fragte der Presseemann. Jenny zuckte mit den Schultern und zeigte auf den unteren Rand des Papyrus: »Da sind nur ein paar Hieroglyphen, deren Bedeutung nicht einmal der Bibliothekar kannte; er sagte nur etwas von einer alten Abschrift eines uralten Dokuments. Noch vor der ersten Dynastie.«

»Das ist dann aber wirklich alt«, sagte Knut Haberling. »Über 3.000 Jahre vor unserer Zeit; vor unserer jetzigen Zeit wohl gemerkt. Also 3.000 v. Chr.«

»Altes Wissen, Knut«, sagte Jenny, »sehr altes Wissen. Aus einer Zeit, aus der im 21. Jahrhundert keine Aufzeichnungen mehr existieren.«

»Manche Menschen sagen, es habe schon früher Hochkulturen gegeben«, sagte Knut. »Noch vor den Ägyptern.«

»Das mag sein, aber es existieren keine Aufzeichnungen und es gibt auch keine Relikte. Aber so leid es mir tut, Knut ...«, Jenny sah zu der untergehenden Sonne hinüber, »es wird so langsam dunkel. Wir müssen das hier gleich beenden und uns auf den Weg zum Hafen machen. Kapitän Hansen wartet nicht gern.«

»Moment. Nur noch dieses eine Foto, Jenny«, antwortete Knut und ließ den Auslöser seiner kleinen Canon klicken. Dann nickte er und rollte das Dokument zusammen. Gemeinsam brachten sie die zuletzt gelesenen Rollen zurück zu *ihrem* Bibliothekar, dankten ihm herzlich und verabschiedeten sich dann.

Eine halbe Stunde später erreichten sie den Hafen und bestiegen den bereits wartenden ZENTAUER.

12.

Die letzte Etappe

Wegen des ungewöhnlich starken Schiffsverkehrs vor der nordägyptischen Küste fuhren sie meist unter Segel; die Dampfmaschine setzten sie nur nachts ein und auch nur, wenn das Radar keine anderen Schiffe in der Nähe anzeigte. Erst in Höhe des heutigen Port Said ließ der Schiffsverkehr etwas nach und sie konnten es riskieren, auch tagsüber unter Dampf zu fahren.

Weniger als drei Wochen brauchten sie für die Fahrt bis an die Küste der römischen Provinz Judäa. Franz, Lehti und Hanna nutzten die Zeit, um ihre Lateinkenntnisse für den bevorstehende Fahrt nach Jerusalem zu verbessern; auch einige Worte des in Judäa gebräuchlichen Aramäischen gehörten zu ihrem Lernprogramm.

An einem Strand nördlich der römischen Siedlung Ashdod fanden sie eine vorgelagerte kleine Insel mit einem fast U-förmigen Grundriss. Der Kapitän steuerte den ZENTAUER rückwärts in die Bucht, sodass das Schiff fast vollständig von den Hängen der Insel verdeckt war.

»Fast perfekt«, sagte der Kapitän. »Nur der Bug mit unserem hübschen Fratzensgesicht schaut noch raus; da werden wir wohl noch unsere grauen Tarndecken d´rüber legen müssen. Und danach ist Feierabend für heute, Leute. Morgen fahren wir noch zum Einkaufen in den Ort, den wir heute Mittag passiert haben und dann können uns unsere Abenteurer verlassen.«

Und Knut und ich können uns in Ruhe mit den sagenhaften Fotos aus der Bibliothek von Alexandria befassen, dachte Jenny Schreiber, während die Gedanken ihrer Schwester in eine gänzlich andere Richtung gingen ...

Endlich allein, dachte Hanna und warf ihrem heimlichen Freund einen verstohlenen Blick zu. Franz Helmer zwinkerte zurück und nickte leicht, was soviel bedeuten sollte wie: Ja, endlich allein. Nur Lehti, aber der ist kein Problem.

Am nächsten Morgen fuhren sie ein letztes Mal gemeinsam los und gingen bei Ashdod an Land - wie immer als Nordmänner getarnt. Sie tauschten ihre Eisenwaren gegen Proviant und für die hochwertigen Schwerter und Lanzen aus den Schmiedewerkstätten von Thyssen erhielten sie vier gesunde Pferde, Sättel und einen halbwegs stabilen Wagen. Um den Wagen kümmerte sich der Dicke Fitti noch am gleichen Tag und verbesserte ihn mit Hilfe einiger Ersatzteile aus dem Fundus des ZENTAUER. Immerhin galt es, den Wagen für die lange und manchmal steile Bergstrecke nach Jerusalem fit zu machen.

Als er Franz und Lehti den Wagen übergab, sagte der Dicke Fitti: »Hier ist noch ein Stemm-eisen. Solltet Ihr den Wagen aufgeben müssen, dann schaut, dass Ihr die Lager damit rausreißt. Werft sie ins flache Wasser, dann verrosten sie schneller. Nicht auszudenken, wenn man in 2000 Jahren bei Ausgrabungen Walzenlager aus gutem deutschen Stahl finden würde.«

»Machen wir«, versprachen Lehti und Hilmar, beluden den Wagen, spannten die Pferde vor den Wagen und banden die beiden anderen Pferde hinten am Wagen fest. Kapitän Hansen trat

vor und sagte: »Ich hab Euch den Weg nach Jerusalem auf dieser Handskizze aufgezeichnet«, sagte der Kapitän und reichte Hanna das Stück Papyrus. »Außerdem einige wichtige Punkt in Judäa. Das Schiff wird auf Euch im Schutz der Insel warten. Die Insel findet Ihr auf der Karte dort, wo das Kreuz ist. So ..., das wär's. Passt auf Euch auf, macht schöne Bilder und kommt heil zurück.«

»Wir danken Euch allen; auch für das Verständnis, was unseren „kleinen Umweg“ ins Heilige Land angeht«, antwortete Lechti Müller. »Passt auf Euch auf.«

»Ihr auch auf Euch«, antwortete der Kapitän und nahm Hanna Schreiber noch einmal in den Arm und drückte den beiden Männern die Hand. Auch die anderen verabschiedeten sich voneinander.

Dann stiegen Lechti Müller und Franz Helmer auf ihre Pferde, während Hanna Schreiber sich auf den Bock des Wagens setzte. Sie gab die Zügel frei: »Hüh!«

Nachdem der Wagen und die Reiter in der Ferne verschwunden waren, machten sich die Zurückgebliebenen auf den Weg zurück zum ZENTAUER, setzten das Segel und ließen das Schiff langsam nach Norden treiben. Man hatte ja schließlich jede Menge Zeit ...

*

»Der Haberling ist weg!«

Der Kapitän schob sich aus seiner Koje und versuchte, die Müdigkeit aus den Knochen heraus zu schütteln. »Wie, weg?«

»Weg. Mehr weiß ich auch nicht«, sagte die Stimme, hinter der sich der Dicke Fitti verbarg, wie es sich zeigte, als er die Tür zur Kajüte von Hilmar Hansen aufstieß. »Und die Jenny auch. Ich hab grad nachgesehen.«

»Weißt Du was davon, Urs?« fragte der Kapitän zu Urs Müller hinüber, der die Kajüte mit ihm teilte und gerade wach geworden war. Urs Müller schüttelte den Kopf: »Ich weiß nur, dass der Haberling sich gestern, als wir in Ashdod einkaufen waren, einen Kaftan mit großer Kapuze gekauft hat. So einen, wie die Frauen auch einen haben.«

»Ich hab da so einen Verdacht«, knurrte der Kapitän und stand auf. »Lasst uns mal nachsehen, ob was fehlt.« Er schob den Dicken Fitti, der die Tür der Kajüte immer noch ausfüllte, zur Seite und stieg die Treppe zum Laderaum hinunter, wo sie Lebensmittel und die persönlichen Habseligkeiten lagerten. Fitti und Urs folgten.

Eine halbe Stunde später war klar, dass sich Knut und Jenny für eine längere Abwesenheit ausgerüstet hatten. Es fehlten nicht nur ihre persönliche Sachen sondern auch zwei Schlafsäcke, mehrere Decken und Wasserschläuche. Auch der Vorrat an Dörrfleisch und geräucher-tem Schinken war merklich geschrumpft.

Wieder an Deck stellten die drei Männer fest, dass auch das Schlauchboot nicht mehr an Bord war, sondern am 200 Meter entfernten Ufer dümpelte..

»Ich schwimm das Stück und hol das Boot. Ist'n guter Frühspor«, murmelte Urs Müller, zog seine Badehose an und sprang ins Wasser. Er ließ sich Zeit und kam erst nach gut einer halben Stunde mit dem Schlauchboot zurückgerudert. Bevor er an Bord kam, reichte er dem Kapitän einen Zettel: »Hier, lag im Boot. Ist vom Haberling.«

Der Kapitän nahm das Blatt entgegen, wobei es sich um ein Blatt aus Knut Haberlings Notizblock handelte und las: *Seid bitte nicht böse, aber die Chance auf den Pulitzerpreis ist einfach*

zu verlockend. Wenn alles klappt, dann kommen Jenny und ich mit den Bildern der Kreuzigung zurück! Bis bald. Knut.

»Oh Mann«, murmelte der Kapitän, »wenn das mal gut geht.«

Beim nächsten Einkauf in Ashdod sprachen sie den Wagenhändler an, der Lechti, Franz und Hanna den großen Wagen verkauft hatte. Der Händler bestritt, einen weiteren Wagen bereitgestellt zu haben, möglicherweise habe aber einer seiner Kollegen einer Frau und einem Mann einen einachsigen Wagen und ein Pferd überlassen.

*

Anfang Januar 33:

Das alte Jahr war gegangen und das Neue hatte begonnen, ohne dass die drei verbliebenen Reisenden dies an Bord des ZENTAUER besonders gefeiert hätten; der Kapitän hatte am Jahreswechsel lediglich eine Flasche Rum aus seinem persönlichen Vorrat geöffnet und mit seinen beiden Freunden angestoßen.

»Wie es den anderen jetzt wohl gehen mag«, murmelte der Dicke Fitti, als sie ein paar Tage später an Land gegangen waren, um in Ashdod frisches Obst und Gemüse einzukaufen. Sie hatten sich auf halber Strecke zu einer kurzen Rast in den Sand gesetzt und genossen die warme Wintersonne, als Fitti das Thema ansprach.

Urs Müller zögerte mit einer Antwort; er wiegte seinen Kopf hin und her und sagte: »Um meinen Bruder, Franz und Hanna mach ich mir weniger Sorgen. Lechti und Franz sind besondere Kerle, die keine unnötigen Risiken eingehen. Bei dem Haberling bin ich mir da nicht so sicher.«

»Der Haberling ist auch kein Hitzkopf«, hielt der Käpt'n dagegen. »Und er hat die Jenny dabei, die zig Sprachen spricht.«

»Aber die Römer sind nervös und misstrauen jedem Fremden«, entgegnete Urs. »Aus der Geschichte wissen wir, dass Pontius Pilatus stets einen Aufstand der Juden gegen die römische Besatzung erwartete, der dann ja auch kam.«

»Aber erst in gut vierzig Jahren«, warf Fitti ein.

»Dann haben wir ja noch genug Zeit zum Einkaufen«, sagte der Kapitän und stand auf. »Auf geht's, Baum.«

»Baum?« fragte Urs.

»Das sagen doch diese Bayern immer, wenn sie andere Männer auffordern, mit zu gehen.«

»Buam heißt das, Käpt'n«, korrigierte ihn Urs, »Buam, das kommt von „Buben“.«

Nach gut einer halben Stunde erreichten sie den Markt von Ashdod und kauften ein paar Früchte, etwas Gemüse und geräucherten Fisch.

Da man sie dort bereits kannte, wurden „die Nordmänner“ in das eine oder andere Gespräch verwickelt und auch der eine oder andere Becher Wein wurde getrunken.

Kapitän Hansen hatte seinen Becher gerade geleert und wollte zum Aufbruch raten, als ein Mann zu ihm trat und ihm etwas leise ins Ohr flüsterte. Hilmar Hansen verstand den Mann nicht richtig und zeigte auf Urs: »Mein Freund versteht Dich vielleicht besser.«

Der etwa 1,50 m große Mann, von der Kleidung her eine Judäer, wiederholte, was er zuvor schon zu Kapitän Hansen gesagt hatte: »Die verfluchten Zeloten haben zwei von Euch Nordmännern gefangen.«

»Und wo?« fragte Urs, doch der Mann schien nicht antworten zu wollen. Erst als Urs zwei Münzen in die offene Hand des Mannes gleiten ließ, wurde er wieder gesprächiger. Er zeigte nach Osten: »In Menahem, eine Tagesreise von hier. Aber da sind sie nicht mehr.«

»Und wo sind sie jetzt? Weißt Du das?« Der kleine Mann nickte, sagte aber nichts. Erst als eine weitere Münze den Besitzer wechselte, sagte er: »Wadi Madi, Das ist dort, wo das Wadi ans Meer stößt; an der Küste im Norden. Mindestens acht Zeloten sind es. Alles hitzige Eiferer, die Eure Freunde für römische Spione halten - wegen der Passierscheine, die sie bei sich hatten.«

»Und was haben sie mit unseren Freunden vor?« fragte der Dicke Fitti. Als der kleine Mann nicht sofort antworten wollte, schnappte sich Fitti den Kerl: »Und Du antwortest jetzt, ohne dass wir eine weitere Münze in Dich einwerfen müssen! Ist das klar?«

»Einwerfen? Wieso einwerfen ...« Fitti drückte etwas fester zu und der Mann schluckte: »Lö ...Lö ... Lösegeld. Sie verlangen zweihundert Sesterze, sonst töten sie Eure Freunde. Ich soll das Geld überbringen und ...«

»Ach so ist das«, knurrte der Dicke Fitti und hob den Mann hoch, griff ihm an das Hosenbein und drehte den Kleinen so auf den Kopf, dass ihm die erpressten Münzen und andere Kleinigkeiten aus den Taschen fielen. Fitti ließ den Mann in den Sand fallen und hob die Münzen auf: »Boten bekommen für die überbrachten Informationen kein Geld!«

Erneut bückte sich Fitti und nahm ein Stück Papyrus vom Boden auf. Er sah kurz darauf und murmelte: »Und den Weg zum Versteck haben sie Dir auch aufgezeichnet. Wie schön.«

»Aber das wird Euch nichts nützen. Niemand kommt ungesehen an das Lager heran. Es liegt direkt am Meer und drumherum ist nur Wüste.«

»Hört sich doch gut an«, sagte der Kapitän grinsend. Anscheinend wussten weder die Entführer noch ihr Bote, dass die drei Freunde über ein Schiff verfügten.

In Hilmar Hansen reifte bereits ein Plan zur Befreiung ihrer Freunde heran, als zwei Soldaten der Stadtwache auf sie zu traten. Sie sahen den am Boden liegenden Mann an und dann zu Kapitän Hansen hinüber. Hilmar kannte die beiden Soldaten vom Tag ihrer ersten Ankunft in Ashdod, als sie sich ihnen gegenüber mit den Passierscheinen ausgewiesen hatten. Er sagte freundlich: »Ave Gajus Gallus, ave Santus Salpius. Der Kleine hat uns irgendwas verkaufen wollen oder so, keine Ahnung. Dabei fummelte er ständig an unserer Kleidung herum. So etwas können wir gar nicht leiden. Vielleicht wollte er uns auch bestehlen.«

»Wir nehmen ihn mal mit, Nordmann. Entschuldigt die Unannehmlichkeiten.«

»Kein Problem, aber trotzdem danke«, antwortete der Kapitän. »Nehmt ihn nicht so hart dran. Es wäre aber schön, wenn er ein paar Tage in Ruhe über sein Verhalten nachdenken könnte.«

»Gute Idee, Nordmann. Unsere Zellen müssten mal gründlich gereinigt werden. Dabei kann er trefflich über sich und die Welt nachdenken.«

»Der Bote ist also erstmal aus dem Spiel und die Entführer wissen nichts davon«, sagte der Kapitän, als sie wieder zurück an Bord des ZENTAUER waren. »Wenn wir jetzt schnell handeln, haben wir eine gute Chance, Jenny und Knut zu befreien. Passt mal auf, mein Plan sieht so aus ...«

*

Der neue Tag war gerade mal eine Stunde alt, als ein mächtiges Dröhnen die kleine Insel erschütterte und sich ein großes schwarzes Ungeheuer in die Dunkelheit der Nacht hinaus

schob. Ohne Licht, aber mit großem Getöse machte sich der ZENTAUER auf den Weg in den Norden.

Kapitän Hansen steuerte das Schiff mit Hilfe des Radars und im Licht zweier starker Infrarotscheinwerfer. Außer dem Kapitän hatten auch Urs und Fitti Infrarotbrillen aufgezogen, hockten am Bug des Schiffes und spähten in die Nacht hinaus.

Die drei Freunde hatten den Anfang der Nacht dazu genutzt, die Dampfmaschine anzuheizen, die Tarndecken vom Bug des Schiffes zu entfernen und an der Bugspitze eine starke Lampe anzubringen. Anschließend hatte der Dicke Fitti die beiden ominösen Kisten aufgebrochen, in denen Lehti und Franz ihre SEK-„Spielzeuge“ gelagert hatten. Soweit diese „Spielzeuge“ leicht bedienbar waren oder eine Bedienungsanleitung aufgedruckt war, hatte Fitti die Sachen nach oben geholt und am Bug des Schiffes bereitgelegt. Auch drei Schnellfeuergewehre des Typs G36 hatte Fitti - für alle Fälle, wie er sagte - an die Freunde ausgegeben.

Ihr Ziel hatten sie schnell anhand der Skizze identifiziert, die der Bote bei sich gehabt hatte. Die dort eingezeichnete Bucht konnten sie auf ihren eigenen Karten leicht wieder finden. Kapitän Hansen schätzte, dass man für den Weg bis zum Lager der Zeloten gut zwei Stunden brauchen würde. Wenn alles gut ging, würde man das Lager der Zeloten gegen drei Uhr nachts erreichen - militärtaktisch der ideale Zeitpunkt für einen überraschenden Angriff.

Wadi Madi, 2:45 Uhr:

»Hörst Du das auch, Jenny? Dieses leise Tuckern«, fragte Knut die neben ihm gefesselte Frau.

»Nein«, flüsterte die Angesprochene. »Schlaf weiter, Knut.«

»Ist gut.«

...

»Knut?«

»Ja, Jenny.«

»Jetzt höre ich es auch.«

»Ob das der ZENTAUER ist?«

»Wer sonst. Es gibt nur ein Schiff mit einer Dampfmaschine in diesem Teil der Welt.«

»Ob Lehti und Franz kommen, um uns herauszuhauen?«

»Nein. Lehti und Franz haben es bestimmt bis nach Jerusalem geschafft und sind noch dort. Die anderen ...«

»Der Käpt'n, Urs und der Dicke Fitti ...; wir sollten uns vorbereiten.«

ZENTAUER, 3:00 Uhr:

Mit voller Fahrt rauschte der ZENTAUER heran und war jetzt nur noch gut fünfzig Meter vom Ufer entfernt. Kapitän Hansen riss das Steuer herum und nahm gleichzeitig Fahrt weg.

»Lager voraus«, brüllte der Dicke Fitti, der Einzelheiten im Lager dank des Infrarotscheinwerfers deutlich erkennen konnte. »Die Gefangenen liegen rechts. Die Zeloten auf zwei Uhr. Springen jetzt hoch ...«

»Und los!« sagte der Kapitän und die Zeloten bekamen einen Vorgeschmack davon, was sie einst bei ihrem Armageddon zu erwarten hatten ...

Wadi Madi, 3:02 Uhr:

Der Scheinwerfer am Bug des ZENTAUER sprang an, das Licht schien zu explodieren und riss die hässliche Fratze am Bug aus der Schwärze der Nacht. Gleichzeitig brüllte die Schiffssirene mit infernalischer Lautstärke los und schwarzer, stinkender Rauch kroch auf das Lager der Zeloten zu. Nur Sekunden später schlugen zwei Blend- und Heulgranaten in das Camp der Entführer ein - gefolgt von zwei Tränengasgranaten.

Der pechschwarze Rauch aus dem Schlot des ZENTAUER hatte jetzt das Lager erreicht und die wenigen Zeloten, die noch halbwegs handlungsfähig waren, mussten mit ansehen, wie sich ein Monster aus dem Rauch heraus schälte: Riesengroß und schwarz von Kopf bis Fuß. Da, wo das Gesicht sein sollte, war nur ein schwarzer Abgrund und ein fahles Leuchten zu erkennen. Und aus diesem Abgrund dröhnten immer wieder die dunklen Worte: »Arma-ged-don! Arma-ged-don!«

Nicht genug, dass infernalischer Lärm, Blitze, Rauch und Gestank die Zeloten an das Ende ihrer religiösen Welt glauben ließen ..., nein; jetzt holte dieses schwarze Monstrum auch noch einen langen Knüppel aus seinem Gewand und begann damit, auf die Zeloten einzuschlagen, die noch in der Lage waren, sich ihm in den Weg stellen.

Ein paar Meter weiter hatte Urs Müller die beiden Gefangenen erreicht und schnitt deren Fesseln los. »Los, bevor dem Dicken Fitti die Luft ausgeht. Auf zum Schiff!«

»Eine tolle Show zieht Fitti da ab. Ein wenig riskant, so allein gegen ...«

»Nicht so riskant wie Euer Ausflug! Außerdem steht der Käpt'n an Deck mit einem geladenen G36 im Anschlag. Wenn da einer von den Entführern was versuchen sollte ...«

Als Jenny, Knut und Urs das am Ufer dümpelnde Schlauchboot erreicht hatten, gab Urs einen kurzen Pfiff ab, worauf das Licht am Bug des Schiffes erlosch. Gleichzeitig schob sich der Dicke Fitti vorsichtig aus dem Kreis seiner Gegner zurück, schob den langen Gummiknüppel in sein Gewand, drehte sich um und rannte zum Schlauchboot. Als er es erreicht hatte, stieß Urs die Ruder ins flache Wasser und legte all seine Kraft in die Ruderschläge. Obwohl der ZENTAUER nur wenige Meter entfernt war, brauchten sie wegen der Dünung fast zwei ganze Minuten bis zum Schiff. In dieser Zeit schienen sich einige Zeloten gefasst zu haben und kamen an den Strand, doch der Kapitän ließ die Sirene des ZENTAUER erneut aufbrüllen und feuerte anschließend noch eine kurze Salve in den Nachthimmel. Da kehrte Ruhe ein ...

Der Dicke Fitti, Urs und die Geretteten kletterten ins Schiff und der Kapitän ließ die Dampfmaschine hochlaufen. Der ZENTAUER ruckte an und bald war das Lager der Zeloten außer Sichtweite.

»Danke«, sagte Knut Haberling leise, als der ZENTAUER seinen provisorischen Hafen an der U-förmigen Insel nach Ablauf von zwei Stunden wieder erreicht hatte und die Maschine abgeschaltet war. »Ich war ja so blöd ...«

»Da will ich Dir nicht widersprechen, Haberling«, knurrte Kapitän Hansen, »Dir nicht und Jenny auch nicht.«

»Entschuldige Käpt'n und danke für die Rettung«, murmelte Jenny verlegen. »Dabei fing alles so einfach an. Wir hatten einen guten Wagen erworben und kamen gut voran. Bis zu einem Ort namens Menahem; etwa eine Tagesreise von Ashdod entfernt. Vor Menahem war ein Posten der Zeloten. Wir hielten sie für Römer, zeigten unsere Passierscheine vor und schwupps ..., waren wir Gefangene. Diese Zeloten sind religiöse Eiferer, so was wie die Sala-

fisten bei den Moslems. Ich durfte noch nicht mal mit Knut reden, weil ich eine Frau bin. So ein Pack!«

»Dieses *Pack* wird in 37 Jahren einen Aufstand gegen die Römer wagen. Dabei wird der Tempel der Juden zerstört werden und die Juden werden aus ihrer Heimat vertrieben. Erst nach dem zweiten Weltkrieg werden sie zurückkehren dürfen«, erklärte der Dicke Fitti, der ohne die Infrarotbrille und die schwarze Farbe wieder wie ein Mensch aussah.

»Ich weiß das alles«, sagte Knut, »aber was hilft's, wenn sie Dir ein Messer an die Kehle setzen, weil Du einen römischen Passierschein hast.«

»Sie hielten uns wohl für Spione. Ich konnte das zum Glück aufklären, sonst hätte man uns wohl sofort umgebracht«, sagte Jenny.

»Ab jetzt bitte keine Einzelaktionen mehr. Ihr seht ja, was alles hätte passieren können«, sagte der Käpt'n. Knut und Jenny nickten brav.

*

drei Monate später ...

Die Gegend um den namenlosen Strand und seiner vorgelagerten Insel lag noch im Tau des frühen Morgens, als leises Hufgetrappel den Dicken Fitti aus seinem Dösen aufschrecken ließ. Er stemmte sich aus seinem improvisierten Liegestuhl, ging zum Bug und trat dort an die Reling. Er griff das bereitliegende Fernglas und sah hindurch: Ein Reiter schälte sich am fernen Ufer aus dem Morgennebel; der Kleidung nach war es Franz Helmer. Der Dicke Fitti seufzte erleichtert und drehte sich um: »Aufwachen Leute. Franz ist zurück. Endlich!«

Der Kapitän und Urs Müller waren nach einer Minute an Deck, Knut Haberling und Jenny Schreiber kurze Zeit später. Sie stellten sich neben den Maschinisten des ZENTAUER an die Reling und schauten zum Ufer hinüber.

»Franz winkt«, sagte der Kapitän, der das Fernglas genommen hatte. »Vielleicht sollten wir das Schlauchboot klarmachen.«

»Oder gleich mit dem ZENTAUER hinfahren«, antwortete der Dicke Fitti, der sich umgesehen hatte. »Kein Mensch weit und breit.«

»Nee ..., ich nehm lieber das Schlauchboot und hole ihn ab«, murmelte der Kapitän, ging zum Heck und zog die Decke weg, die über das kleine Schlauchboot gelegt war.

Eine halbe Stunde später war Franz Helmer wieder zurück an Bord des ZENTAUER. Sie begrüßten einander herzlich und Franz sagte: »Ich bin vorausgeritten, um ...; ach egal, die anderen werden mit dem Wagen wahrscheinlich in einer Stunde hier sein.«

»Und wie war es?« fragte Knut Haberling gespannt.

»Wahnsinn, Knut! Diese Stimmung ..., aber hört es Euch an. Ich habe ich so eine Art Live-Bericht vom Ölberg gemacht, damit ich nichts vergesse.«

Franz Helmer legte einen kleinen MP3-Player auf den Tisch und verband ihn mit Knuts Laptop. Kurz darauf hörten sie die Stimme des ehemaligen Polizisten und Personenschützers:

Die verwinkelten Gassen und die ineinander übergehenden Wohnviertel der Altstadt von Jerusalem sind mir von unserem Besuch Ende der 90iger Jahre des 20. Jahrhunderts noch gut in Erinnerung. Seinerzeit sind wir, meine damalige Freundin und ich, mit dem Kreuzfahrtschiff nach Israel gekommen und mit dem Bus nach Jerusalem hoch gefahren.

Heute, rd. 2.000 Jahre früher, ist Jerusalem eine vergleichsweise kleine Stadt, über der die mächtige Anlage des Tempels der Juden thront.

Später wird von diesem Tempel nur noch eine Mauer vorhanden sein - die weltbekannte Klagemauer. Alles andere wird in den Jahren der islamischen Herrschaft von der riesigen Moscheeanlage überwuchert werden, die später zu den Heiligtümern des Islam gehören wird.

Der Tempel, den ich jetzt und hier mit eigenen Augen sehe, wird im Jahre 70 n.Chr. zerstört werden, als militante Juden einen Aufstand gegen die römische Besatzung versuchten, den sie letztendlich verloren und der mit der Vertreibung der Juden aus ihrer alten Heimat Judäa enden wird.

Aber hier und jetzt, am frühen Morgen vom Ölberg aus gesehen und mit dem Licht der aufgehenden Sonne im Rücken, da ist Jerusalem eine wirklich wunderschöne Stadt. Eine uralte Stadt, ja, aber auch eine Stadt des Aufbruchs - insbesondere seit der Mann aus Nazareth in die Stadt gekommen ist.

Einige Wochen lang sind Hanna, Lehti und ich dem Mann gefolgt, haben seine Reden gehört - und sie oft heimlich auf Tonträger aufgenommen. Manchmal ging das nicht, weil nur ein paar Leute da waren und die technischen Geräte aufgefallen wären, aber manchmal konnten wir sogar gefahrlos mit unseren großen Canon-Cameras filmen, so voll war es.

Wir haben sowieso den Eindruck, als würde sich die Zahl seiner Gefolgsleute von Tag zu Tag verdoppeln, denn der *Nazarener*, wie ihn hier viele nennen, ist ein begnadeter Redner und obwohl ich sein Aramäisch nicht verstehe, merke ich an den Reaktionen seiner Zuhörer, wie beeindruckend seine Worte sind. Und eines ist sicher: Der Nazarener ruft nicht zum Widerstand gegen die Römer auf und ist weit davon entfernt, das sein zu wollen, weswegen man ihn heute kreuzigen wird, nämlich König der Juden sein zu wollen. Klar, die radikalen Juden suchen händeringend einen Anführer für ihren Kampf gegen die römische Besatzung, aber der Nazarener ist ganz bestimmt nicht ihr Mann.

Gestern waren wir übrigens beim klassischen Passahmahl dabei, das die Juden immer Donnerstags feiern und das als das *letzte Abendmahl* in die Geschichte eingehen wird. Es war eine sehr beeindruckende Veranstaltung. Jesus mit seinen Jüngern und seiner Gefährtin Maria Magdalena fröhlich feiernd. Das ganze fand in einem halboffenen Haus statt, wo eine Wand fehlte und wo die Zuschauer den Tisch und die Teilnehmer des Abendmahls von draußen sehen konnten - wie auf einer Bühne.

Ich habe nicht verstanden, was dort gesprochen wurde, aber wir haben Tonaufnahmen gemacht und die Worte wird man zuhause in Duisburg ganz bestimmt übersetzen können. Es wurde viel geredet - von allen. Und ihre Handlungen schienen eingespielt zu sein; feierlich brach man das Brot und dann reichte man den Kelch mit dem Wein herum.

Ob Jesus in dieser Nacht tatsächlich verhaftet wurde, kann ich nicht sagen, aber etwa nach einer Stunde gab es große Unruhe in den hinteren Reihen und viele Zuschauer sind hastig aufgestanden und gegangen. Lehti sagte mir, er habe dunkle Gestalten in dem Waldstück hinter uns gesehen - wahrscheinlich römische Soldaten, die den Auftrag hatten, den Nazarener zu verhaften, keine Ahnung. Weil wir aufgrund unseres Aussehens den Römern ohnehin ein Dorn im Auge sind - wir sind schließlich mindestens einen Kopf größer als der durchschnittliche Soldat - haben wir uns vorsichtshalber auch zurückgezogen und die Nacht hier am Ölberg verbracht.

Heute früh wollten wir wieder nach Jerusalem hinein, aber überall wimmelte es plötzlich von römischen Soldaten. Alle ankommenden Reisenden wurden an den Zugängen zur Stadt abgefangen, hart angepackt und gründlich untersucht. Einigen Leuten wurde der Zugang zur Stadt sogar nicht gestattet und sie wurden wieder weggeschickt. Etwas lag in der Luft, ganz klar.

Wir vermuten, dass die Römer an diesem Tag tatsächlich mit einem Aufstand der Juden rechnen und haben schweren Herzens darauf verzichtet, an diesem Tag nach Jerusalem zu gehen. So haben wir den Kreuzweg verpasst und die Kreuzigung auch. Leider ...

»Schade«, sagten Knut und Jenny fast zeitgleich, als die Tonaufnahme geendet hatte. Franz Helmer nickte und sagte: »Später sind wir uns dann doch noch nach Jerusalem hereingeschlichen und sind den Leuten verfolgt, die den Gekreuzigten in das Grab gelegt haben. Als sie weg waren, haben wir den Stein beiseite geschoben und sind in das Grab eingedrungen. Der Mann hat hinten links in einer Nische gelegen; nur mit einem Leichentuch bedeckt. Lechti hat das Leichentuch etwas verschoben, um die Blöße für das Foto zu bedecken. Da hat er gespürt, dass der Körper noch warm war ...«

»Ich unterbreche Euch ungern, aber Lechti und Hanna sind gerade am Ufer angekommen und winken«, sagte der Kapitän. »Wir fahren hin und nehmen sie an Bord.«

Eine halbe Stunde später war der ZENTAUER ans Ufer gekommen und man hatte eine Planke ausgelegt. Hanna und Lechti kamen an Bord und wurden von ihren Freunden herzlich begrüßt: »Schön, dass Ihr da seid«, sagte Jenny, »Lechti erzählt gerade, wie Ihr in das Grab Jesu eingedrungen seid.«

Hanna Schreiber nickte: »Ja, die Szene werde ich wohl nie vergessen. Lechti wollte in Ruhe ein paar Fotos machen, kam aber sofort wieder aus der Grabkammer heraus. Er war totenbleich und ganz aufgeregt. Ich bin dann mit ihm zusammen in das Grab gegangen und habe den Mann untersucht. Da waren noch schwache Lebenszeichen; so als läge er im Koma. Wir haben ihn mitgenommen. Die Männer haben den schweren Stein anschließend wieder vor das Grab gerollt und wir haben gemacht, dass wir weg kamen ...«

»Und habt so ungewollt die Legende von der Auferstehung geschaffen ...«, setzte Urs Müller an, wurde aber von Jenny Schreiber sofort unterbrochen: »Entschuldige, Urs.« Sie sah ihre Schwester an: »Ihr habt *was* gemacht? Ihr habt den Mann ..., *mitgenommen*?«

»Er lebte noch, Schwester. Da war noch Atmung, wenn auch nur schwach. Ich habe die Wunden versorgt und ihn stabilisiert. Wir konnten ihn doch nicht da lassen!«

»Und wo ist er jetzt?« fragte Jenny atemlos und erschrak, als sie sah, wie die Augen ihrer Schwester zu dem Wagen wanderten, der am Ufer im Schatten zweier Palmen stand.

»Er lebt noch und jetzt ist er dort hinten ...?«

Ihre Schwester nickte wortlos.

- Ende -

Epilog

Sie sahen die Frau im ersten Licht des frühen Morgens am Tag ihrer Abreise. Sie stand am Ufer neben den Resten des Wagens und schien etwas zu suchen.

Der Dicke Fitti winkte den Kapitän herbei und reichte ihm das Fernglas: »Wer mag das sein und was mag sie wollen?«

»Ich habe sie gestern Abend schon in den Dünen gesehen, nachdem wir den Mann an Bord gebracht, die Pferde freigelassen und die neuzeitlichen Sachen aus dem Wagen ausgebaut haben. Sie wird uns beobachtet haben.«

»Das wäre aber nicht gut«, antwortete der Dicke Fitti.

»Was wäre nicht gut?« fragte Franz Helmer, der gerade aufgestanden war und mit einem Pott frischen Kaffees zu ihnen trat.

»Die Frau da am Ufer. Kann sein, dass sie uns gestern Abend beobachtet hat«, antwortete Kapitän Hansen. »Keine Ahnung, wer das ist. Sie hat ein Pferd dabei, scheint aber ansonsten allein zu sein.«

»Gib mir mal das Glas«, sagte Franz Helmer. Hilmar Hansen reichte es ihm und Franz sah hindurch. Er stutzte und setzte das Glas ab. »Ich kenne die Frau, aber ich brauch meine Kamera.« Ohne ein weiteres Wort verließ er das Deck und stieg die Treppe zu den Kabinen hinunter. Wenige Minuten später war er wieder da. Er hatte die Canon eingeschaltet und betrachtete das Bild auf dem Display. »Ich hab's geahnt. Hier, seht. Die Frau war beim letzten Abendmahl dabei und saß an der Seite des Nazareners. Das ist Maria.«

»Die Mutter?« fragte der Kapitän, doch Franz schüttelte den Kopf, »Nein, die Mutter wäre wohl jetzt so um die 50. Das ist Maria aus dem Ort Magdala, seine Gefährtin. Wir kennen sie unter dem Namen *Maria Magdalena* ...«

Franz und Hanna hatten Maria mir dem Schlauchboot abgeholt. Nachdem sie das Pferd freigelassen hatte, war sie wortlos ins Schlauchboot gestiegen und an Bord des ZENTAUER gekommen. Sie hatte die acht Reisenden nur kurz angesehen und war dann, einem Wink Jenny Schreibers folgend, mit Jenny nach unten gegangen. Hanna folgte ihnen.

Maria Magdalena war während der nächsten Tage nicht von der Seite ihres Gefährten gewichen. Tagsüber saß sie an seinem Bett und während der Nächte schmiegte sie sich eng an ihn, als wenn sie seine Genesung mit ihrer Wärme unterstützen wollte ...

*

Nachdem sie die Gewässer vor Judäa verlassen hatten, hatte der ZENTAUER die Insel Zypern angelaufen und dort in einer versteckten Bucht Anker geworfen. In einem nahen Dorf hatten sie ihre Wasservorräte ergänzt und auf einem kleinen Markt Gemüse und Obst eingekauft.

Ihr Gast war mittlerweile aus dem Koma erwacht und mit Hilfe von Franz und Lehti an Deck gebracht worden. Er hielt sich abseits und sprach nur selten. Hin und wieder nickte er freundlich, wenn Hanna oder Maria ihm etwas zu essen gebracht oder ein Glas Wasser gereicht hatten. Eines Abends jedoch - sie hatten Zypern noch nicht wieder verlassen - war er von seinem

Lager aufgestanden und hatte sich zu den anderen gesellt. Er füllte einen Becher mit Wein, trank einen kleinen Schluck, lächelte Maria an und dann die acht Reisenden.

»Werdet Ihr uns begleiten?« sprach ihn der Kapitän an, »wir haben noch so viele Fragen.«

Maria antwortete an Stelle ihres Gefährten: »Ihr gehört nicht hierhin und wir gehören nicht in Eure Zeit. Gönnen wir ihm noch ein paar Tage zusätzlicher Ruhe, die er zu seiner Gesundung benötigt und dann werden sich unsere Wege wieder trennen.«

Eine Woche später war der Heilungsprozess weitgehend abgeschlossen und der ZENTAUER hatte Kurs auf die Küste der römischen Provinz Syria genommen. In einer weiten Bucht nördlich von Tyrus waren der Nazarener und seine Gefährtin, ausgestattet mit guten Abschriften neuzeitlicher Karten, an Land gegangen. Beim Abschied hatte Maria angedeutet, dass sie nach Osten ziehen würden - bis hinter die Grenzen des Römischen Reiches oder sogar noch viel weiter.

In den letzten Tagen des Monats Mai, im Jahr des Herrn 33, setzten die acht Reisenden das Segel des ZENTAUER und nahmen Kurs auf ihre ferne Heimat ...